Winterzeitvertreib

in

Anekdoten

meistens

lustigen Inhalts.

Nürnberg,
bei Gustav Philipp Jakob Bieling
1808.

160.70

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe über diese kleine Sammlung Anekdoten nichts weiter zu gedenken, als daß sie großentheils entweder ganz neu oder aus fremdem Boden nach Deutschland verpflanzt worden sind. Man wird sie daher nicht ohne Vergnügen lesen, und sie werden bei den dickleibigen Sammlungen von Anekdoten aller Art, die sich unter mancherlei Titeln im Publikum verbreitet haben, gar wohl bestehen können. Sollte dieses Bändchen gut aufgenommen werden, so wird mit der Zeit vielleicht ein zweites erscheinen, wobei eben dieselbe Auswahl wie bei gegenwärtigem beobachtet werden soll.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Der Schatz - - - -	1
Der Student im Carcer - - -	4
Der Dosendiebstahl - - -	5
Die abgeläugnete Wechselschuld - -	6
Der listige Diebstahl - - -	7
So macht man unbändige Weiber zahm!	9
Anekdote von der lezten Königin von Frankreich - - - - -	10
Das lächerliche Gespenst - - -	12
Die rührende Rede - - -	15
Das Weiberhemd - - - -	16
Der Supplikant - - - -	19
Der Brief nach dem Tod - - -	21
Der Passagier - - - -	22
Die treue Gattin - - - -	23
Der zärtliche Sohn - - -	27
Der Uhrendieb - - - -	28
Der fatale Haarzopf - - -	29
Das Weib mit sieben Männern - -	30

Seite
Der listige Dieb - - - - 31
Der faule Musikant - - - 34
Der promovirte Soldat - - - 35
Das Hasardspiel - - - - 38
Die Reise im Postwagen - - - 40
Der Beinbruch - - - - 42
Noble Erwiederung einer Ohrfeige - - 43
Ein anderes minder nobles Beispiel - 45
Der verwandelte Mann - - - 46
Der Fuhrmann und der König - - 49
Der ermordete Sohn - - - 50
Die Ohrfeige und ihre Folgen - - 52
Acht Anekdoten vom General Suwaroff 53
Militairischer Gehorsam der Russen - 62
Das qui pro quo - - - - 63
Der goldene Mühlen=Riß - - 65
Das Testament - - - - 67
Der gehenkte Verbrecher - - - 69
Der todte Amerikaner - - - 69
Die Weinflaschen - - - - 71
Der betrogene Geldjude - - - 72
Der todte Bauer - - - - 80
Wirsame Kritik - - - - 82
Der Maroccanische Gesandte in Wien - 83
Das schlecht meublirte Stokwerk - - 84

Seite

Der complimentirte Gesandte - - 84
Das geplünderte Marienbild - - 86
Der Schachspieler - - - - 87
Das Billet an Lottchen - - - 91
Mittel nicht alles Geld zugleich zu verspielen 92
Der englische Toast - - - 93
Der todte Maler - - - - 94
Das Candidaten-Examen - - - 96
Die bestrafte Eitelkeit - - - 98
Eine Diebsgeschichte - - - 101
Gerechtigkeit und Friede - - - 105
Die verfehlte Versöhnung - - - 106
Der Schatz im Traum - - - 107
Friedrich der Große und Voltaire - - 109
Die Kieselsuppe - - - - 111
Der mitleidige Bediente - - - 115
Der Mißverstand - - - - 115
Das unwirksame Versprechen - - 116
Der Strassenräuber - - - 116
Das aufgemalte Portrait - - - 118
Der gehenkte Ehemann - - - 119
Der künstliche Sprung - - - 120
Der Brautwerber wie es wenige gibt - 121
Der Hochzeitgast - - - - 122
Die corrigirte Ode - - - 124

	Seite
Der abgestrafte Bediente - - -	124
Der getröstete Parlamentsrath - -	125
Der Besuch vor der Thür - - -	126
Der erfüllte Traum - - -	126
Pagenstreiche - - - -	127
Das verlohrne Haus - - -	130
Der gedoppelte Irrthum - -	135
Die bestellte Perrücke - - -	136
Die Beichte - - - -	137
Geldverschleuderung - - -	140
Die Heirath aus dem Stegreif - -	141
Der bestohlne Pfarrer - - -	142
Streit um des Kaisers Bart - -	143
Das verbotene Quartier - - -	143
Der Methodist und sein Junge - -	144
Unterschied zwischen einem Lust- und einem Trauerspiel - - -	145
Gott und die Mutter - - -	146
Die belohnte Gastfreundschaft - -	146
Das ungleiche Duel - - -	149
Noch eine Duelgeschichte - - -	150
Die Wunderkur - - - -	152
Der Fuhrmann und seine Pferde - -	155
Die drei Racan's - - - -	156
Der Rangstreit - - - -	158

Seite

Die betretene Marketenderin - - 160
Der beruhigte Ehemann - - 162
Die abgelehnte Beförderung - - 162
Der wohlfeil reisende Passagier - - 163
Die leichtgläubige Reisende - - 165
Cartouche - - - - - - 169
Noch eine Gaunergeschichte - - 170
Weiberlist - - - - - 175
Die Hexe - - - - - - 177
Der entdeckte Diebstahl - - - 181
Der Soldat auf dem Theater - - 183
Die Zauberflöte mit dem C Fuß - - 184
Die trostlosen Liebenden - - - 185
Der Papagey - - - - - 187
Die unterbrochenen Liebenden - - 189
Das Zifferblatt - - - - 192
Der erzwungene Gesang - - - 195
Der Guineenhändler - - - 198
Die arretirte Opernsängerin - - 199

Der Schatz.

Ein General wurde auf einer Reise bei sehr schlimmen Wetter von der Nacht in einem Dorfe überfallen, in welchem nur eine einzige elende Schenke war. Nicht weit davon lag ein schönes Schloß ganz öde, weil man allgemein glaubte, es ging darin um. Der General erkundigte sich nach dem Besitzer. Man sagte ihm, es würde zur Zeit von niemand, als von einer Rotte Gespenster bewohnt, von welchen man ihm die schauderhaftesten Geschichten erzählte. Keiner von allen, die sich jemals darin einquartirt hatten, war mit heiler Haut davon gekommen; alle hatten für ihren Frevel büßen müssen, und man versprach dem General kein besseres Loos, wenn er sich beigehen lassen würde, sich dort einzuquartieren. Dieser aber glaubte an keine Gespenster, und fürchtete sich weder vor ihnen, noch vor denen, die sich dafür auszugeben pflegen. Er ließ sich in einem der schönsten Zimmer von seinen Leuten ein Feldbett aufschlagen, legte sich ruhig hinein, und trotzte hier dem schlimmen Wetter und den Gei-

stern. Allein was geschah? Kaum war er einige Minuten eingeschlafen, so öffnet sich mit großem Geprassel die Thür, und eine Gesellschaft gut gekleideter Herren und Damen tritt herein. Alle waren sehr lustig und guten Humors. Es wurde ein splendides Abendessen aufgetragen, und man machte Anstalt sich zu Tische zu setzen. Jetzt erst wurde eine Dame das Bett des Generals gewahr. Sie lief auf ihn zu und bat ihn auf das Höflichste, sich anzukleiden und Platz unter ihnen zu nehmen. Nach dem Abendessen stand einer von den Gästen auf, machte vor dem Officier einen tiefen Bückling, und redete ihn also an: "Herr General, Sie werden schon längst in diesem Schlosse erwartet. Wir sind die Aufseher eines Schatzes, der nur Ihnen allein beschieden ist, und den wir Ihnen sogleich übergeben werden, wenn Sie Muth haben uns zu folgen.„ Ohne Anstand, sprach der General. Und nun ging der Zug auf das Feld. Die lustige Gesellschaft stellte sich im Kreis auf einen Acker, und nahm den Officier in die Mitte. Hier, sagte der Redner, auf diesem Fleck werden Sie den Schatz eingegraben finden, wir überlassen ihn nun ganz zu Ihrer Disposition. Heben Sie ihn, und versichern Sie den Besitzer des Schlosses, daß er von nun an keine Gespenster mehr darin wahrnehmen wird. Kaum war das letzte Wort

ausgesprochen, so war die ganze Gesellschaft verschwunden, und der General sah sich bei stockfinsterer Nacht allein auf dem Felde. Er sollte hier einen Schatz heben; wie war das aber ohne Haue, Schaufel und Licht möglich? Das Nachgraben mußte also auf morgen verspart werden. Er war aber unbekannt in der Gegend, und getrauete sich nicht den Ort bei Tag wieder zu finden. Er sah sich wenigstens nach einem Stein oder sonst einem Zeichen um, das er hinlegen könnte, aber umsonst. In dieser Verlegenheit empfand er auf einmal einen heftigen Drang, ein gewisses Naturbedürfniß zu befriedigen. Er war allein; niemand sah ihn, und so hatte er auf einmal Gelegenheit, das gewünschte Zeichen an den Ort zu machen, wo der Schatz lag. Er besann sich also keinen Augenblick, und setzte das Zeichen, so groß er konnte, hin. Kaum war er fertig, so erwachte er. Er hatte einen angenehmen Traum geträumt. Den Schatz fand er zwar nicht; das gemachte Zeichen aber lag noch ganz frisch im Bette.

Der Student im Carcer.

Ein Student war Schulden wegen auf dem Carcer, und zwar ohne Hofnung sobald wieder frei zu werden, weil sein Vater sich weigerte, für ihn zu bezahlen. Zwar besuchten ihn fleißig seine Freunde, und weil er nicht zur Strafe im Gefängniß saß, so war es ihnen erlaubt, mit ihm zu trinken und zu spielen; dieß entschädigte ihn aber freilich nicht ganz für seine Freiheit, indeß wurde ihm aber doch damit zu derselben verholfen. Einer von seinen Freunden hatte einen Mohren zu seiner Bedienung, den er öfters bei seinen Besuchen mit sich nahm. Anstatt des Mohren, färbte sich eines Abends ein anderer Student das Gesicht schwarz an, und wartete im Carcer bei einem Trinkgelag auf. Der Carcerknecht wurde weggeschickt. Indeß wusch sich der falsche Mohr das Gesicht ab, und der Gefangene schwärzte sich dagegen und zog die Livree des Mohren an. Sobald der Carcerknecht wieder geöfnet hatte, wurde den schwarzen Bedienten befohlen, die Krüge und Gläser nach Hause zu tragen. Die Gesellschaft jubelte noch eine Zeit lang, und erst, als sie glaubten der Mohr möchte nunmehr in Sicherheit seyn, gingen sie aus einander, und ließen den Carcerknecht wie aus den Wolken gefallen allein.

Der Dosendiebstahl.

Einem Engländer wurde in einer glänzenden Gesellschaft zu Neapel, eine sehr kostbare Dose entwendet. Am folgenden Tage war er wieder in einer Assemblee, und siehe da! einer der Anwesenden schnupfte aus der gestohlnen Dose. Der Engländer rief seinem Begleiter, der ihn in diesem Hause vorgestellt hatte, zu: das ist der Dieb! Das ist meine Dose! St! flüsterte ihm der Andere zu; der Mann ist einer der Angesehensten in der Stadt. — Aber ich will meine Dose wieder haben! — "Machen Sie nur kein Aufsehen. Ich verspreche Ihnen, sie Ihnen morgen frühe wieder zu bringen.„ — In der That fand er sich am andern Morgen, mit der Dose in der Hand, beim Engländer ein. — Aber wie haben Sie das angefangen? fragte dieser. — "Je nun, ich habe sie ihm so genommen, wie auch er dazu gekommen ist. Ich habe sie ihm wieder aus der Tasche gestohlen.„ — Der Engländer dankte seinem dienstfertigen Freunde; er beobachtete aber von jener Stunde an sehr aufmerksam seine Hände und seine eigenen Taschen.

Die abgeläugnete Wechselschuld.

Ein fremder Kaufmann hatte sich kaum ein Paar Tage in einer Stadt in Spanien aufgehalten, als er wegen einer großen fälligen Wechselschuld belangt wurde. Der Wechsel war falsch. Der Kaufmann wendete sich um Hülfe an einen Rechtsgelehrten. Nachdem dieser den Namen des Klägers und seines Anwalds gehört hatte, erklärte er: Der Kaufmann habe nur Ein Mittel sich zu retten; er müsse nämlich die Richtigkeit des Wechsels anerkennen; das Uebrige sollte er ihm überlassen. Der Kaufmann, so schwer es ihm wurde, erkannte die nachgemachte Handschrift für echt. Aber fiel ihm der Advocat ins Wort, hier sind sechs Zeugen darüber, daß die Schuld bezahlt ist. Sechs Männer, die der Kaufmann in seinem Leben nicht gesehen hatte, beschworen sofort die Angabe des Rechtsgelehrten. — Aber warum wählten Sie diesen unredlichen Ausweg? fragte ihn der Kaufmann. Deswegen, erwiederte jener, weil diese sechs Männer schon gedungen waren, wider Sie zu schwören, wenn ich sie nicht hätte für Sie schwören lassen.

Der listige Diebstahl.

Die letzte Königin von Frankreich war einst mit ihrem Hofstaat im Schauspielhaus, wo ein Dieb ihre Anwesenheit sehr listig zu einem guten Fang benutzte. Er sah nämlich derselben gegenüber eine reiche Bürgersfrau mit prächtigen diamantenen Armbändern. Er ging in ihre Loge, gab sich für einen Kammerdiener der Königin aus, und bat, sich im Namen Ihrer Majestät auf einen Augenblick eines von den schönen Armbändern aus, welches sie, wie er sagte, in der Nähe zu besehen wünschte. Die Dame hielt dieß für eine große Ehre; sie machte eiligst das eine Armband los und schickte es der Königin unter Vermeldung ihres allerunterthänigsten Respektes. Ihre Nachbarinnen in der Loge erkundigten sich, was das zu bedeuten habe und sie brüstete sich nicht wenig, da sie es ihnen erzählte. Der Kammerdiener blieb indeß ziemlich lange aus; das Schauspiel ging zu Ende, und er kam nicht wieder. Sie lief jetzt voll Angst an die Loge der Königin, und bat einen Hofbedienten, sich in der Stille nach ihrem Armband zu erkundigen. Da zeigte sich nun, daß es ihr von einem Gaudieb abgenommen worden war. Sie ging betrübt nach Haus und beweinte da mit Muße ihren Verlust und ihre Unvorsichtigkeit. Schon den andern

Tag kam aber ein Policeybedienter und meldete, daß man einen verdächtigen Menschen arretirt habe, bei welchem verschiedene Uhren, Tabatieren und unter andern auch ein Armband gefunden worden sey, das dem Vernehmen nach ihr abgenommen worden war. Er übergab ihr dabei ein Schreiben vom Herrn Policeydirektor, in welchem er sie bat, ihm versiegelt das andere Armband zu senden, damit er es mit dem gestohlnen vergleichen könnte. Die gute Frau wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; sie war unerschöpflich in dem Lobe der vortrefflichen Policey, gab dem Policeybedienten ein gutes Trinkgeld und versprach ihm noch eine bedeutendere Belohnung, wenn er ihr recht bald die beiden Armbänder zurück brächte, damit sie Ruhe vor ihrem Manne bekäme, der sie für ihre Leichtgläubigkeit beinahe geschlagen habe. Sie sah aber den Policeydiener so wenig wieder, als ihre beiden Armbänder. Er war ein Spießgeselle des ersten Spitzbuben gewesen, der sich für einen Kammerdiener der Königin ausgegeben hatte.

So macht man unbändige Weiber zahm!

Ein Edelmann hatte sich mit einer Frau verheirathet, die ihren ersten Mann bereits zu todt geärgert hatte, und im ganzen Lande wegen ihrer Herrschsucht und ihres unbändigen Wesens verrufen war. Jedermann prophezeihete ihm daher das Schicksal seines Vorgängers; er aber getraute sich schon mit ihr fertig zu werden. Und das griff er auf folgende Art an. Gleich den Tag nach der Hochzeit nahm er seine Frau mit auf die Jagd. Ein Hund verliert unglücklicher Weise die Spur des Wildes; der Edelmann zieht kaltblütig ein Pistol aus der Hulfter und schießt ihn todt. Ein anderer Hund schlägt zu bald an; er nimmt die andere Pistole und schießt auch ihn todt. Die Frau sah ihn ganz betreten an . . . Aber lieber Mann, was haben denn diese armen Thiere gethan? — Was sie gethan haben, sie haben meinen Willen nicht befolgt, und sich widerspenstig bezeugt. — Die Frau sagte nichts. Der Edelmann hatte indeß seine Pistolen wieder geladen und wollte aufsitzen. Das Pferd bäumt sich; er ergreift eine Pistole und schießt es auf der Stelle todt. Aber mein Gott, sagte sie zitternd, geht denn das so fort? Das ist meine Art so, sprach der Edelmann, und ich werde

einmal nicht anders. Wer sich widerspenstig gegen mich bezeugt, der muß sterben. Die Frau schwieg, und nach einigen andern solchen Experimenten, die der Mann zu ihrer Besserung wiederholte, wurde sie die gehorsamste und gefälligste Frau von der Welt.

Anekdote von der letzten Königin von Frankreich.

Als die letzte Königin von Frankreich noch die Gemahlin des Kronprinzen war, ging sie einst mit ihrem Gemahl ohne andere Begleitung spazieren. Da begegnete ihnen ein Knabe mit einer Schüssel voll Suppe und einigen zinnernen Löffeln. — Was trägst du, mein Kind, sagte die Prinzessin, und wohin gehst du? — Ich bringe meinen Geschwistern Suppe, sagte der Knabe. — Wie viel hast du denn Geschwister? — Acht. — Was ist denn dein Vater? — Er ist ein Taglöhner; er arbeitet da in diesem Garten. — Wie viel verdient er denn des Tags, bei einer so starken Familie? — Vier und zwanzig Sous (32 Kreuzer) im Sommer und zwanzig im Winter. — Wir wollen doch die Suppe versuchen, sagte die Prinzessin zu ihrem Gemahl. Sie ist nicht sehr appetit-

lich; aber das macht nichts, wir müssen davon kosten. Da essen Sie auch einen Löffel voll. — Die Suppe schmeckte einem Mund, der an ganz andere Speisen gewöhnt war, freilich gar nicht. — Die Prinzessin gab den Löffel zurück, zog aus ihrer Goldbörse vier Goldstücke, wickelte sie in ein Papier, und gab sie dem Knaben für seinen Vater mit. Der Knabe sprang vergnügt davon. Wir müssen ihn doch nachgehen, sprach die Prinzessin, und hören, was der Vater dazu sagt. Der Junge hielt schon von ferne das Papier in die Höhe, sobald er seinen Vater erblickte. Ich habe Geld, Vater, schrie er, da in diesem Papier habe ich eine Menge Geld: Vier Stücke Gold. Jetzt können wir alle Tag Braten essen. — Der Vater sah mit Schrecken, daß wirklich Gold in dem Papier war. Wo hast du dieses Gold her, gottloser Junge, fuhr er den Knaben an; du hast es gestohlen, sage auf der Stelle, wem du es genommen hast. — Ey pros't die Mahlzeit, sagte der Knabe, ich habe es nicht gestohlen, ich habe es von einer schönen Dame geschenkt bekommen. — Ist das auch wahr, sprach der Vater. — Ja, es ist wahr, trat die Prinzessin hervor; er hat dieses wenige Geld von mir für euch erhalten; macht euch dafür einige gute Tage. Der arme Taglöhner erkannte seine Wohlthäterin und stürzte sich bis zu Thränen gerührt, zu ihren Füßen. —

Nun wie gefiel Ihnen dieser Auftritt, sprach die Prinzessin zu Ihrem Gemahl? Ist das Geld auf solche Art nicht besser angewendet, als zu einem Gehalt für üppige Hofschranzen? — Es wird freilich viel Almosen gegeben; aber nur wenige Personen verstehen die Kunst, auf die rechte Art Gutes zu thun.

Das lächerliche Gespenst.

Ein reicher Amerikaner kam mit seiner Gattin, einer zahlreichen Dienerschaft und einem großen zahmen Affen zu Paris an; und quartierte sich in einen Gasthof ein. In eben diesem Hause logierte seit einiger Zeit eine junge schöne, kaum sechzehnjährige Dame mit ihrem Gemahl, der gefährlich krank lag. Jedermann nahm Antheil an dem Schmerz und den Thränen der schönen jungen Frau. Auch die Amerikaner bezeugten ihr Beileid und besuchten den Kranken. Indem sie sich so mit der trostlosen Gattin beschäftigten und ihr Rath und Trost gaben, schlich sich auch der Affe in das Zimmer und verhielt sich so ruhig, daß ihn niemand bemerkte, oder wenigstens niemand auf ihn achtete, weil man mit wichtigeren Dingen beschäftiget war. Alle angewandte Mühe war

aber vergeblich; der Patient starb einige Tage darauf, und wurde zur gewöhnlichen Zeit begraben. Den Tag nach seiner Beerdigung speiseten die Amerikaner ausser Haus. Ihre Leute benutzten ihren Ausgang, und zerstreuten sich hier und dort in der Stadt; der Affe aber blieb unter der Aufsicht eines Knaben zurück, der sich nicht viel um ihn bekümmerte, sondern ihn frei herum laufen ließ, und indeß in der Nachbarschaft spielte. Der Affe lief die Treppen auf und ab, und gerieth endlich in das Zimmer, wo der Patient gestorben war, und das man jetzt lüftete. Es lagen noch einige Kleidungsstücke da, die der Affe, so gut er konnte, anthat; er setzte auch die Mütze des Verstorbenen auf, um welche noch ein breites Taffetband geschlagen war, kurz er ahmte, so gut er konnte, den Kranken nach, und legte sich in dessen Bett. Ein Kammermädchen, das etwas in dem Zimmer zu suchen hatte, tritt herein, erblickt die scheußliche Figur, erhebt ein Geschrei und sinkt in Ohnmacht. Ein Bedienter hört es, rennt herein und sucht das Mädchen wieder zu sich zu bringen. Sie erholt sich, blickt auf das Bett, stößt einen neuen Schrei aus, deutet ängstlich nach dem Affen und stottert nichts als die Worte: Der Geist unseres Herrn, und fällt dann wieder ohne Bewußtseyn dem Bedienten in die Arme. Der Bediente lauft

davon, ruft um Hülfe und die junge Dame tritt herein. Sie sieht im Bette die Mütze ihres Mannes, in welchem unbeweglich ein Kopf mit einem abscheulichen Gesichte steckte. Sie glaubte, man habe sich ein unverantwortliches Kinderspiel erlaubt, um sie zu erschrecken und ihr vollends das Herz zu zerreissen. Ein Blick, den sie auf ihre Bediente warf, drückte den tiefsten Unwillen aus. Mit großem Entsetzen bemerkte sie aber jetzt, daß das gräßliche Gesicht sich bewegte, allerlei Grimassen machte, und alle Geberden ihres verstorbenen Gemahls nachahmte. Die Furcht ergriff jetzt alle; man drängte sich, man stürzte sich aus dem Zimmer. Unter diesem Lärm kam der Knabe herein, der seinen Affen suchte, weil er besorgte, ausgescholten zu werden. Sobald der Affe ihn erblickte, fuhr er aus dem Bette, warf Mantel, Mütze, Band und alles von sich, zerschlug und zertrümmerte alle gläserne und porzellanene Gefäße, in welchen man dem Kranken Brühen und Arzeneien gebracht hatte, und jetzt erst ließ er sich von dem Knaben wieder fangen. Vermuthlich hatte er gehofft, daß man ihm in dem Bette auch aufwarten, zu essen bringen und schön thun würde, wie dem Patienten, und weil dieß nicht geschehen war, ließ er jetzt seinen Zorn aus. — Die Dame bekam vor Schrecken über diesen Auftritt ein Zittern an allen Gliedern;

der Bediente behauptete noch lange, er habe den leibhaften Teufel erblickt, und halb Paris lief zu, um den berühmten Affen zu sehen.

Die rührende Rede.

In Frankreich werden alle Prozesse von Bedeutung öffentlich verhandelt; die Advokaten beider Partheyen treten vor Gericht auf, und vertheidigen die Sache ihrer Clienten in weitläufigen, oft sehr rührenden Reden. Einst sprach in einer solchen Rede ein Advokat für ein unmündiges Kind, gegen unnatürliche Verwandte, die ihm seine väterliche Verlassenschaft zu entreissen suchten. Er ließ das Kind selbst mit vor Gericht kommen. Am Ende seiner Rede, wie er sah, daß die ganze Versammlung schon bis zu Thränen gerührt war, nahm er das Kind auf den Arm, das zu seiner Rede aus allen Kräften schrie und weinte. Alles weinte mit, und nahm Antheil an dem traurigen Loos des unglücklichen Kindes. Der Advokat des Gegentheils ärgerte sich aber darüber und fragte das Kind, was ihm denn fehlte, daß es auf einmal so schrie? Er zwickt mich in den Popo, sagte weinend der kleine Unschuldige. Und nun verwandelten sich auf einmal die Thränen in ein schallendes Gelächter. Der Advokat der

seine Zuflucht zu einem so elenden Kunstgriff genommen hatte, wurde ausgezischt, und durfte sich lange nicht wieder sehen lassen. Das Kind aber gewann seinen Proceß, weil das Recht wirklich auf seiner Seite war.

Das Weiberhemd.

Ein Franziskanermönch ging zu Fuß nach einem ziemlich weit entlegenen Dorfe, wo er predigen sollte. Unterwegs begegnete er einem jungen Menschen, der höchstens sechzehn Jahr alt und von sehr schöner Bildung war. Er sollte als Ladenjunge bei einem kleinen Kaufmann, nicht weit von dem Orte eintreten, wo der Franziscaner predigte. Sie ließen sich mit einander in ein Gespräch ein, und verfolgten dieselbe Strasse. Unterwegs beklagte sich der junge Mensch, daß er nicht Wäsche wechseln könnte; sein Hemd war ausserordentlich schmutzig und sein Mantelsack war mit der Landkutsche voraus gegangen. Indem sie so redeten, erblickte er in einer Wiese an einem kleinen Fluß frisch gewaschene Wäsche, die an Stricken zum Trocknen aufgehängt worden war. Er fragte den Mönch, ob er nicht ohne Sünde sein ganz neues aber schmutziges Hemd hier gegen ein frisch gewaschenes austauschen könnte. Der

Franzis-

Franziscaner bedachte sich ein wenig, und erklärte am Ende, daß er die Sache eben nicht für unerlaubt hielte. Der junge Mensch entkleidete sich jetzt geschwind, nahm das trockenste Hemd vom Strick herab, und hing sein schmutziges dafür hin. Eben wie er es überwerfen will, sieht er, daß es ein Weiberhemd ist. Er schaut sich nach einem andern um, aber es war kein anderes vorhanden. Das alte wollte er indeß nicht wieder anthun, er behielt also das Weiberhemd und setzte mit dem Mönch seine Reise fort. Indessen brach die Nacht herein; ihr Bestimmungsort war noch weit, sie mußten sich also entschließen, in einem Dorfe unterwegs zu schlafen. Sie gingen in das nächste Wirthshaus, wo man sie zwar aufnahm, ihnen aber nur ein einziges Bett geben konnte, weil die übrigen schon besetzt waren. Daraus machten sie sich aber nichts. Sie hielten mit einander eine vergnügte Abendmahlzeit, und weil sie sehr müde waren, so legten sie sich bald zu Bette und schliefen sogleich ein. Gegen eilf Uhr Abends ging, nach ihrer Gewohnheit, die Wirthin in alle Zimmer, um nachzusehen, ob nichts mehr fehlte und alles in Ordnung war. Sie kam auch zu unsern Passagieren, die schon lange schnarchten. Der junge rothbackige Pursche lag mit ausgebreiteten Armen, offenem Hals, einem Weiberhemd, und sein Schnupftuch um

den Kopf gebunden, neben dem fetten Franziscaner, mit welchem er einen auffallenden Contrast machte. Nach seinem Mädchengesicht und besonders bei dem Weiberhemd, das er anhatte, glaubte die Wirthin nicht anders, als es sey wirklich ein Mädchen, das der gottlose Mönch verführt habe. Sie gerieth darüber in heftigen Zorn, weckte den Franziscaner auf, machte ihm bittere Vorwürfe über seinen schändlichen Lebenswandel und über den Mißbrauch, den er mit ihrem Hause trieb. Und sie Mamsell, fuhr sie den jungen Menschen an, den Augenblick aus dem Bette heraus, oder ich lasse sie heraus peitschen. Schämst du dich nicht, daß du dich schon in deiner frühen Jugend von einem solchen liederlichen Gesellen verführen läßt. Pfui, in den Erdboden solltest du vor Scham sinken. — Alle Gegenvorstellungen der beiden Reisenden waren umsonst. Die Wirthin glaubte ihnen nicht; sie wurde immer mehr erbittert, und der junge Mensch mußte ohne Gnade aus dem Bette heraus. Ja mein Gott, sagte er, wo soll ich aber denn diese Nacht schlafen, wenn alle Betten schon besetzt sind. Du kannst dich zu meiner Tochter legen, sagte die zornige Wirthin, morgen mit Tagesanbruch mußt du mir aber aus dem Hause. — Der Wirthin Tochter war ein frisches sechzehnjähriges Mädchen. Der junge Mensch ließ sich mit Freuden umbetten,

er brachte eine sehr angenehme Nacht zu, und den andern Morgen, ehe die Mama aufwachte, war er schon zum Tempel hinaus.

Der Supplikant.

Ein vornehmer Mann, der sich von einem Kammerdiener nach und nach bis zu dem Rang eines Grafen erhoben hatte, und die Gunst seines Fürsten besaß, hatte einem jungen Mann ein Amt versprochen, hielt ihn aber von einer Zeit zur andern hin, und ließ ihn am Ende gar nicht mehr vor. Dem Supplikanten glückte es aber doch einmal, ihm eine Bittschrift zu überreichen, die auch in seiner Gegenwart gelesen wurde. Sie gefiel dem Herrn Grafen so wohl, daß er fragte, wer sie gemacht habe. Ich selbst, Herr Graf, antwortete ganz demüthig der junge Mann; ich habe sie auch in Versen aufgesetzt, wenn Sie vielleicht nicht gerne Prosa lesen. — Der Graf war ein Freund von Gedichten und sein Gesicht wurde auf einmal heller. Lassen Sie sehen, sprach er. Er las die Verse. In der That, sagte er, diese Verse sind nicht übel: es leuchtet Feuer und Imagination hervor; ich würde mich selbst ihrer nicht schämen. — Ich habe sie auch in Musik gesetzt, sagte der Supplikant. — In Musik! Nun das

ist spaßig. Sie sind also auch Componist; lassen Sie sehen, was Sie können. — Wenn Sie die Gnade haben wollen, mir Ihre Violin reichen zu lassen, so will ich sie Ihnen auch spielen. Bravo, rief der Graf, Sie geigen mir Ihre Supplik vor, das ist ja allerliebst. Der Graf fand viele Melodie und Kunst in der Composition; er überhäufte den jungen Mann mit Lobsprüchen. — Wenn Ew. Excellenz sich selbst bemühen wollten, meine Composition zu spielen, so wollte ich sie auch tanzen. — Der Einfall gefiel dem Grafen; er spielte die in Musik gesetzte Supplik und der Kandidat tanzte sie mit ungemeiner Fertigkeit. Jetzt warf der Graf die Violin weg, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Sie sind von Stund an mein Sekretair, sagte er; morgen treten Sie Ihr Amt an, und ehe ein Jahr vergeht, haben Sie eine noch bessere Beförderung. — Der Kandidat, der recht gut dichtete, spielte und tanzte, übrigens aber auf Universitäten locker gelebt und beinahe gar nichts gelernt hatte, wurde von nun an schnell befördert, und ward ein eben so untaugliches Subjekt, als der Herr Graf selbst.

Der Brief nach dem Tod.

Ein Korporal sollte zu Dublin aufgehängt werden. Er wollte seiner Frau diese traurige Nachricht selbst schreiben; da aber die Execution schon morgen vorgehen sollte, so konnte seine Frau, die drei Tagreisen von Dublin wohnte, den Brief erst erhalten, nachdem er schon todt war. Er glaubte daher, es sey schicklicher, ihr die Sache so vorzustellen, wie sie sich wirklich bei der Ankunft des Briefs verhalten würde. Er ließ daher folgendes Schreiben an sie gelangen: "Gott zum Gruß, liebe Frau, wenn du dich wohl befindest, so ist es mir lieb; ich meines Theils befinde mich ganz wohl. Ich muß dir Botschaft thun, liebe Frau, daß ich vorgestern um halb zwölf Uhr, unter einem großen Zulauf von Volk gehenkt worden bin und ein recht seliges Ende genommen habe. Die ganze Versammlung war gerührt, und viele Leute haben mich bedauert und Thränen um mich vergossen. Lebe wohl, liebe Frau, tröste dich und sorge, so gut du kannst, für unsere armen vaterlosen Kinder. Ich bin ewig dein dich liebender Mann.„ — Seine Frau befolgte den Rath, welchen er ihr in den letzten Zeilen seines Briefes gegeben hatte, auf das beste. Sie tröstete sich sehr bald in den Armen eines andern Mannes und sorgte dadurch für

ihre Kinder, daß sie ihnen einen zweiten Vater gab. Der Korporal hatte inzwischen seine Begnadigung erhalten, hatte aber nicht für gut befunden, es seiner Frau sogleich zu schreiben. Zwei Jahre darauf, wollte er sie aber unvermuthet überraschen, und da war er ganz erstaunt, als ihm statt zwei, vier Kinderchen entgegen sprangen, und seine Frau ihn nicht mehr annehmen wollte. Die Frau hatte jetzt zwei Männer, und beide Männer hatten gleiche Rechte. Der Gehenkte hielt es aber nicht der Mühe werth, einer schwangern Frau und vier Kinder wegen, einen kostspieligen Proceß anzufangen. Er schnürte also seinen Bündel, überließ sie seinem Nachfolger, und zog getrost wieder ab.

Der Passagier.

Ein junger Mensch wollte sich in Marseille nach Italien einschiffen; man forderte ihm seinen Paß ab; er hatte keinen. Ohne Paß können Sie nicht weiter reisen, gab man ihm zum Bescheid. Melden Sie sich auf dem Rathhaus. Er meldete sich also. Meine Herrn, sprach er, ich wünschte mich nach Italien einzuschiffen, ich bitte Sie daher, mir einen Paß auszufertigen. Wie ist Ihr Name, — August Friedrich. — Haben Sie keinen andern Namen? — Nein,

meine Herren. — Haben Sie noch Ihre Aeltern? — Ja freilich. — Wie heißt denn Ihr Vater? — Georg. — Sind Sie aus diesem Departement? — Nein. — Aus welchem Departement sind Sie denn? — Aus dem Departement der Themse. — Was ist denn Ihr Vater? — König von England. — Der Stadtbeamte der nicht auf den Namen des Departements geachtet hatte, erwachte jetzt, bei dem Stande des Vaters, ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, sondern stellte den Paß auf Herrn Friedrich August, Sohn des Herrn Georg aus dem Themsedepartement. — Hier haben Sie Ihren Paß, mein Herr, glückliche Reise.

Die treue Gattin.

Bey dem Ausbruch des amerikanischen Kriegs, machte eine junge Engländerin, aus einem sehr guten Hause, Bekanntschaft mit einem Kornet, der auf Werbung in ihrer Stadt lag. Er wurde sehr bald leidenschaftlich in sie verliebt, sie erwiederte seine Liebe, und bald wurden sie einander unentbehrlich. Der Kornet wurde jetzt zu seinem Regiment abgerufen, das nach Amerika eingeschifft werden sollte; er beredete seine Geliebte ihm zu folgen. Sie war bald entschlossen; ließ auf dem Tische für ihre Aeltern einen

Brief liegen, in welchem sie den rührendsten Abschied von ihnen nahm, und sie bat, sich keine Sorgen um sie zu machen, weil ihre Ehre ausser Gefahr sey. Die geängstigten Aeltern ließen sie in allen Zeitungen, unter Angelobung einer völligen Verzeihung, auffordern, in ihre Arme zurück zu kehren; allein umsonst, denn sie war mit dem Geliebten, bereits auf offener See, und segelte nach Amerika. Sie kamen glücklich in Neu-York an, wo sie sich ungesäumt trauen ließen. Jetzt lebten sie eine Zeit lang ganz vergnügt. Zu ihrem Unglück warf aber der Oberste des Regiments, unter welchem ihr Gatte diente, die Augen auf sie. Sie war schön, sie gefiel ihm und vielen andern Offizieren des Regiments; aus Achtung für ihren Kommandanten, zogen sie sich zurück. Der Oberste wandte alle ersinnliche Kunstgriffe an, die junge Frau zu verführen; sie wieß ihn aber standhaft ab, und gewann ihren Mann nur desto lieber. So lange sie diesem mit solcher Innigkeit anhing, sah der Oberste wohl, daß er für seine Person nichts zu hoffen hatte. Er fing daher an, ihn zu hassen und zu verfolgen. Einst da der junge Mann Arzneikräuter für seine Gattin suchte, welcher der Gram das Herz zernagte, und die seit einiger Zeit öfters kränkelte, verirrte er sich über die Grenzen der Garnison. Dieß war dem Obersten schon genug.

Er verurtheilte ihn zur Gefängnißstrafe, und ließ ihn in einen feuchten Kerker einschließen, wo er bald in eine Krankheit verfiel, bei welcher sein Leben in Gefahr kam. Seine Frau wich nicht von seiner Seite; sie wollte ihn, ihrer schwankenden Gesundheit ungeachtet, selbst pflegen, und wenn sie auch dabei erliegen sollte. Beide waren in dem allerbedaurungswürdigsten Zustand. Der Oberste überließ sie lange ihrem Schicksal, um sie recht mürbe zu machen, und jetzt erst ließ er den Antrag an sie gelangen, sich von ihrem Manne zu trennen. Unter dieser Bedingung, versprach er ihr eine anständige Wohnung, und alles was zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und einem angenehmen Leben dienen könnte. Diesen schimpflichen Antrag beantwortete die junge Frau in einem offenen Brief, der von jedermann in dem Lager gelesen wurde. Folgendes war ungefähr der Inhalt: "Unwürdiger Mann! Wenn ich „auch unter Martern sterben müßte, und mich „und meinen Mann durch die Aufopferung „meiner Ehre retten könnte, so würde ich doch „dem Tod muthig entgegen gehen. Glauben „Sie ja nicht, daß Armuth, Leiden und Edel„sinn, nicht beisammen wohnen können. Wir „wollen es Ihnen beweisen. Die Kränkung „aber, welche ich durch Ihre schimpflichen An„träge von Ihnen zu erfahren habe, ist um

„so schmerzlicher für mich, und um so schänd-
„licher von Ihnen, da ich durch meine Auf-
„führung nie, meines Wissens, Anlaß dazu ge-
„geben habe. Ich muß Sie also ersuchen, alle
„Ihre entehrende Gedanken ganz aufzugeben,
„und meine Wohnung nie wieder durch Ihre
„Gegenwart zu verunreinigen. Meine Kräfte
„sind von langem Leiden geschwächt; kaum bin
„ich noch stark genug, meinen sterbenden Gat-
„ten zu pflegen; wenn Sie aber nicht von mir
„abstehen, so werde ich mich zusammenraffen,
„und alles aufbieten, die Welt von einem sol-
„chen Ungeheuer zu befreien.„ — Dieser
Brief beschämte, erschütterte den Obersten. Er
bereuete seine That, stellte unvorzüglich den Kor-
net auf freien Fuß, und versprach seiner gebeug-
ten Gattin, sie nie wieder mit seiner Liebe zu
belästigen. Bald wurde ihr Gatte wieder her-
gestellt, und bis zum Major befördert. Das
glückliche Paar kehrte einige Jahre darauf,
nach Endigung des Krieges, nach Europa zu-
rück. Kurz vor ihrer Abreise wurde sie von
einer Tochter, der ersten und einzigen Frucht
ihrer Liebe, entbunden. Unterwegs verfiel der
Major aufs neue in eine Krankheit, und bei
dem Mangel an frischen Lebensmitteln wollten
keine Arzneien anschlagen. Er welkte zusehends
dahin, und schien ohne Rettung verlohren. Da
reichte ihm seine Amalie die Mutterbrust, und

mit ihrer Milch saugte er wieder neues Leben ein. Er erholte sich; beide kamen mit ihrem Kinde glücklich in England an, wurden von ihren Aeltern, deren Verzeihung sie bereits von Amerika aus erfleht hatten, mit Freuden aufgenommen, und verlebten von nun an die glücklichsten Tage.

Der zärtliche Sohn.

Ein Mann von Stande wollte in London einen Besuch machen; unterwegs traf ihn aber in seinem Miethwagen der Schlag. Der Kutscher hielt an dem bestimmten Ort, und machte den Wagen auf; da sah er nun zu seinem Schrecken den Mann ganz leblos vor sich liegen. Er rief um Hülfe; es entstand gleich ein großer Zusammenlauf von müßigen Leuten, die sich um den Wagen herum drängten. Einer von den Zuschauern sah den Unbekannten aufmerksam an; auf einmal fuhr er auf ihn hin, brach in lautes Weinen aus, schrie, er sey sein Vater, und war ganz untröstlich. Bald aber ermannte er sich, sprang rasch in den Wagen, und versprach dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er ihn schnell in das Haus seines Vaters, zurück führen wollte, damit alle noch mögliche Hülfe zu seiner Rettung versucht werden könn-

te. Er wohnte in einer sehr weit entlegenen Strasse. Der Kutscher eilte, so sehr er konnte; bei seiner Ankunft traf er aber niemand mehr als den todten Leichnam an. Der angebliche Herr Sohn hatte ihm Uhr, Dose, Geldbeutel, kurz alles was er bei sich hatte, gestohlen, und war in einem günstigen Augenblick, da der Wagen durch ein Gesperre in der Strasse ein wenig in seiner Fahrt aufgehalten wurde, zu dem Schlag heraus gesprungen.

Der Uhrendieb.

Ein Zuschauer auf dem Parterre im Londoner Schauspielhaus wollte nach seiner Uhr sehen; aber sie war weg. Er erschrickt, sieht sich um, und erblickt hart hinter sich einen verdächtigen Kerl, den er gleich für seinen Dieb hält. Herr, sagte er, indem er ihn beim Arm packte, gebe er mir auf der Stelle meine Uhr wieder, oder ich lasse ihn arretiren. Der Mensch war betreten. Machen Sie doch um des Himmels willen keinen Lärm, sagte er leise zu ihm, hier haben Sie sie; ich bin verloren, wenn Sie mich nicht gehen lassen. — Er ließ den Dieb laufen, und ging ganz froh über seine Eroberung nach Hause. Da sah er nun, zu seinem Erstaunen, seine Uhr, die er vergessen

hatte, unter dem Spiegel hangen. Der Dieb hatte ihm, um nur geschwind los zu kommen, eine andere gegeben, die er glücklich mit nach Hause brachte.

Der fatale Haarzopf.

Eine Pariser Dame wollte in Versailles ihren Mann abhohlen. Sie kam Abends an, und stieg in einem Gasthof ab, wo mehrere Fremde logirten, und unter andern auch ein junger Graf. Kurz nach der Ankunft des Frauenzimmers kam auch er nach Hause. Ihre beiden Zimmer waren neben einander; er irrte sich in der Thüre, und kam statt in seine Wohnung, in die ihrige. Es war schon dunkel; die Dame glaubte es sei ihr Gatte; sie lief ihm entgegen, bewillkommte und umarmte ihn. Der Graf, war ein lockerer Zeisig; er benutzte ihren Irthum auf der Stelle, erwiederte ihre Küsse mit stummer Zärtlichkeit, und trieb die Scene, so weit als sie unter Eheleuten nur gehen konnte. Unter ihren Umarmungen wurde aber die Frau auf einmal mit Schrecken gewahr, daß ihr Geliebter einen Zopf hatte, da doch ihr Gemahl kurz-abgeschnittene Haare trug. Zu Hülfe, schrie sie, Halunke! du bist mein Mann nicht, du trägst einen Zopf. Der Graf schlupfte auf

dieses Geschrei schnell wie der Blitz zur Thür hinaus, und ließ sich nicht wieder sehen. Noch denselben Abend erzählte er aber den lustigen Auftritt allen seinen Freunden, die ihn wieder weiter erzählten, und alle erschienen den folgenden Tag mit ungeheuern Haarzöpfen. Die arme Pariserin, die das gewahr wurde, und wohl merkte, daß es ihr galt, wollte vor Scham sterben, und reisete auf der Stelle zurück.

Das Weib mit sieben Männern.

Eine englische Putzmacherin hatte sechs Männer nach einander genommen, den ersten, aus Gehorsam gegen ihre Aelten, die fünf andern aus eigener Wahl. Dessen ungeachtet fand sie in London einen siebenten Mann, mit dem sie in den ersten fünf Monaten recht vergnügt lebte, weil sie ihn zu lieben schien. So wie sie mit ihrem neuen Ehegemahl vertrauter ward, wurden ihre Urtheile über ihre vorigen Männer immer freier. Sie hatten ihr Mißfallen, theils durch ihre Neigung zum Trunk, theils durch ihre Untreue erregt, und nie hatte sie sie aufrichtig beweint. Der Mann wurde dadurch begierig, den Charakter seiner lieben Ehehälfte genauer kennen zu lernen. Er blieb Abends lange aus, und stellte sich betrunken,

so oft er spät nach Hause kam. Anfangs wurden ihm bloß Vorwürfe deshalb gemacht, bald folgten jedoch auf die Vorstellungen, auch Drohungen. Er achtete aber nicht darauf, setzte sein wüstes Leben fort, und schien dem Trunke immer mehr ergeben zu werden. Einst da er ihrer Meinung nach toll und voll besoffen im Bette lag, lösete sie ein Stück Blei vom Fenster los, schmelzte es, und machte sich fertig, es ihm durch ein Pfeifenrohr in das Ohr zu gießen. Der Mann sah jetzt, mit welchem Ungeheuer er es zu thun hatte. Er hielt sie fest, schrie um Hülfe, und ließ die Justizbeamten holen. Das Weib wurde eingezogen, und ihr Prozeß angefangen. Die ausgegrabenen Leichname ihrer vorigen Männer zeugten wider sie, und sie wurde znm Strang verurtheilt.

Der listige Dieb.

Ein Dieb war schon mehr als einen Monat lang in London einem reichen Wechsler nachgegangen, um sein Vertrauen zu gewinnen. Dieß gelang ihm endlich auch so ziemlich; der Wechsler nahm ihn verschiedenemale mit sich nach Haus, und bewirthete ihn. Einst zieht auf der Börse der Lord-Wechsler seine Uhr heraus. Der Dieb beschauete und bewunderte sie.

Wie viel hat Ihnen dieses allerliebste Uihrchen gekostet? fragte er ihn, und besah sie aufs neue mit dem größten Wohlgefallen. — Funfzig Guineen. — Ich würde mit Freuden hundert dafür bezahlen. Welcher Uhrmacher hat sie denn gemacht? — Er ist todt. — Dürfte ich Ihnen wohl einen Vorschlag machen? Leihen Sie mir nur auf einige Stunden Ihre Uhr. Sie kennen mich noch nicht lange; ich bitte Sie also um Erlaubniß, Ihnen indessen eine Banknote von 100 Pfund, zum Unterpfand zu hinterlassen. Ich will mit der Uhr nur zu meinem Uhrmacher gehen, damit er eine Zeichnung davon nimmt, und mir eine darnach macht. — O behalten Sie immer Ihre Banknote, und nehmen Sie die Uhr mit. Ich kenne Sie ja; in einer Stunde erwarte ich Sie auf der Börse. — Der Gauner drang dem Lord die Banknote auf, der sie auch endlich zum Unterpfand annahm, und dem saubern Freund sogar noch seinen Wagen lieh, weil der Uhrmacher sehr weit weg wohnte. So weit kam aber der verschnitzte Pursche nicht. Er fuhr mit der Equipage des Lords von seinen drei Bedienten begleitet, nach dessen Haus, und verlangte mit seiner Gattin zu sprechen. — Ich komme mit einem Auftrag von Ihrem Herrn Gemahl, redete er sie an. Er ist im Begriffe auf der Börse ein sehr erhebliches Geldgeschäfte abzumachen;

es

es fehlt ihm aber an der erforderlichen Summe Banknoten. Die Sache ist so pressant, daß er weder selbst nach Hause fahren, noch an Sie schreiben konnte; er hat daher mir seine Equipage geliehen und zu besserer Beglaubigung seine Uhr mit der Bitte mitgegeben, bei Ihnen, Milady, die Banknoten, welche Sie noch in Händen haben, abzuholen, und sie ihm auf die Börse zu bringen. — Die gute Dame, die den Gauner schon öfter im Hause gehabt hatte, ließ sich sowohl dadurch, als durch die Uhr und die Equipage ihres Gatten verführen; sie gab ihm 4000 Pfund-Sterling in Banknoten mit, und der Dieb zog vergnügt damit ab. Unsere Leser werden vielleicht glauben, er sey mit dieser ansehnlichen Summe sogleich durchgegangen; aber nichts weniger; denn er war kein gemeines Diebsgenie, und wollte daher nichts im Stiche lassen. Er fuhr also getrost nach der Börse zurück, stellte unter tausend Dank dem Lord seine Uhr wieder zu, nahm seine Banknote von 100 Pfund zurück, und jetzt erst empfahl er sich auf immer.

Der faule Musikant.

In einer gewissen deutschen Stadt, wo die Burgermeister die Aufsicht über das Theaterwesen hatten, ließ einer dieser Herrn einst einen Musikanten vorfordern, und hielt ihm seine Nachläßigkeit vor. Der arme Schelm fragte ihn ganz bestürzt, was er denn für Klagen wider ihn hätte, oder ob man vielleicht gegen ihn Beschwerden angebracht habe. Es braucht da keines Anbringens, sagte der Bürgermeister; ich habe selbst Augen, und ich sehe wohl, daß er meistens müßig dasitzt, indeß die andern Violinisten fortspielen. — Ich spiele ja aber nicht die Violin. — Das ist eine Lüge; ich habe eine Violin in seinen Händen gesehen. — Ich bitte recht sehr um Verzeihung, das war eine Bratsche. — Was, eine Bratsche? ich glaube gar er ist noch unverschämt. Höre er, ich rathe ihm gutes; lasse er sich künftig ja nicht mehr beigehen, müßig da zu sitzen, wenn die andern spielen, wie in der gestrigen Oper. — Ach gestern meinen Sie; da zählte ich meine Pausen. — Was soll das heisen, was hat er zu zählen? er hat nichts zu zählen, spielen soll er, sage ich. — Es war ein Tacet Allegro. — Ein Tacet Allegro, sagt er, Herr, ich glaube, er räsonnirt noch, fort den Augenblick auf das Thorhaus. — Ach gestrenger Herr Bür-

germeister. — Fort, sage ich, ins Gefängniß; ich will ihm lehren, seinen Spaß mit einem regierenden Bürgermeister zu treiben.

Der promovirte Soldat.

Ein französischer Soldat, lief ohne Vorwissen seiner Vorgesetzten, aus seiner Garnisonstadt nach Paris zu seinem Obersten, um sich bei ihm eine erledigte Unterofficierstelle auszubitten. — Es war dieß ein leichtsinniger Schritt, denn er setzte sich der Gefahr aus, als Deserteur bestraft zu werden. — Er schellte indeß getrost an dem Hause des Obersten. Seine Gemahlin war eben am Fenster; sein schöner Wuchs, seine angenehme Gesichtsbildung, sein nervigter Körperbau, dieß alles gefiel ihr. Dem Soldaten wurde geöfnet. Der Herr Oberst war nicht zu Haus; er sollte aber bald wieder kommen, und man ließ ihn indessen unten im Hause warten. Er stand noch nicht lange da, so kam ein Bedienter, und ersuchte ihn, herauf zu kommen, weil Jungfer Hannchen, das Garderobe-Mädchen der gnädigen Frau, mit ihm zu sprechen wünschte. Er wurde in ihr Zimmer geführt, und traf hier ein sehr niedliches Mädchen in einem galanten Nachtkleid auf einem Sopha an. — Was wäre ihm lieb, guter

Freund! Was hat er bei dem Herrn Obersten zu suchen? Seine Bildung gefällt mir, und ich halte ihn für einen wackern Menschen. Wenn ich ihm daher dienen kann, so soll es mit Vergnügen geschehen. Die gnädige Frau setzt ihr ganzes Vertrauen in mich, und bei dem Herrn Obersten kann sie alles durchsetzen. Der Soldat erzählte die Veranlassung seiner Reise, und es wurde ihm die gesuchte Unterofficirstelle für gewiß versprochen. — Nun so setzen Sie sich doch ein wenig her zu mir, Herr Unterofficier, es wäre in der That Schande, wenn ein so rüstiger und schöner Mann nicht eine Officiers-Uniform trüge; aber diese häßlichen Galonen müssen weg; silberne Tressen werden sich ganz anders ausnehmen. Der Soldat kannte sich nicht vor Freude. Er merkte wohl, daß ihm heute das Glück doppelt hold war. Jungfer Hanchens Liebkosungen wurden verstanden und erwiedert, und nach weniger als einer Stunde blieb beiden nichts mehr zu wünschen übrig. Der Herr Oberst kam indessen nach Hause, und dieß erinnerte den Soldaten wieder an seine Angelegenheit, die er in Hannchens Armen ganz vergessen hatte. Er wünschte morgen wieder bei seinem Regiment zu seyn; es war ihm sehr daran gelegen. Sie ließ ihn allein, und versprach, für alles zu sorgen. Eine halbe Stunde darauf wurde er zum Ober-

sten gerufen. — Guter Freund, redete er ihn an, meine Frau hat sich auf die Empfehlung ihres Garderobe-Mädchens, die ihn kennt, für ihn verwendet, und mich bewogen, ihm nicht nur sein unüberlegtes Davonlaufen von dem Regimente zu vergeben, sondern auch die Unterofficiersstelle zu bewilligen, welche die Veranlassung dazu war. Gehe er nur unverzüglich zu seinem Regimente zurück; ich will an den Major schreiben, er soll einen Vorwand zu seiner Entfernung ersinnen; ich kann aber nicht zugeben, daß er einen Augenblick länger hier verweile. Der Soldat empfing den Brief, dankte tausendmahl dem gütigen Herrn Obersten, und nahm Abschied. — Nein, warte er noch einen Augenblick, er muß sich doch auch, ehe er geht, bei meiner Frau bedanken, die sich seiner so eifrig angenommen hat. — Der Oberste führte ihn in das Zimmer seiner Gemahlin. Der Soldat ging ganz vertraut zu ihr hin. Ach liebes Hannchen, wie sehr danke ich Ihnen nicht für Ihre Verwendung . . . . Die gnädige Frau (denn sie war es selbst, die den Soldaten unter dem Namen ihres Garderobemädchens so liebreich empfangen hatte) die gnädige Frau, sage ich, erschrak bei dieser unerwarteten Anrede so sehr, daß ihrem Gemahl ganz warm vor der Stirn wurde. In diesem Augenblick kam gerade das rechte Hannchen herein.

Er fuhr sie mit einer so entsetzlichen Stimme an, daß sie alles gestand. Der neue Unterofficier, war indessen mit seinem Brief zur Thür hinaus defilirt; er fand aber nicht für rathsam, so schnell wie er sich vorgenommen hatte, zum Regimente zu gehen, sondern hielt sich einige Tage lang, in der Stadt versteckt, und setzte sodann seinen Stab nach einer andern Seite weiter fort. Der Oberst aber hielt es, nachdem das erste Aufbrausen seines Zorns vorüber war, für rathsamer, die ganze Sache zu verschweigen, und sich und seiner Frau nicht dem Spott und dem Gelächter der Stadt Preis zu geben.

Das Hasardspiel.

Ein Abentheurer, der sich für einen Prinzen von Albanien ausgab, trieb sich lange in den vornehmsten Bädern Deutschlands, und unter andern auch in Spaa herum. Er hatte große Summen Geld im Spiel verloren, und wurde deswegen für sehr reich gehalten. Schon seit geraumer Zeit aber hatte er erklärt, er werde künftig nicht mehr spielen, und sein Wort ganz gewiß halten. Man nahm sich vor, ihn auf die Probe zu stellen, um zu sehen, ob seine guten Vorsätze nicht etwa das Resultat ei-

nes leeren Beutels wären. Verschiedene berühmte Spieler gingen daher mit einander zu ihm hin, und machten alle mögliche Versuche, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie erboten sich, so hoch oder so niedrig zu spielen, als er wollte, aber lange umsonst. Endlich sagte der Prinz: Nun wohl, meine Herren, weil Sie durchaus mit mir spielen, und zwar spielen wollen was ich will, so nehme ich eine Partie an. Ein einziges Spiel hat noch Interesse für mich; es ist ganz leicht, und Sie haben es den Augenblick gelernt. — Er befahl seinem Bedienten ein halbeimeriges Faß herauf zu bringen, das leer im Hofe stand, und ließ es mitten in das Zimmer stellen. — Meine Herren, redete er die Spieler an, in dieses Faß werfen wir einer nach dem andern einen Louisd'or, bis es gehäuft voll ist. Derjenige nun, dessen Louisd'or nicht mehr darauf liegen bleiben will, sondern herunter fällt, der hat alles was im Faß ist, gewonnen. — Die Spieler stutzten gewaltig über dieses Spiel. Keiner war in seiner Kasse so gut beschlagen, daß er sich darauf einlassen konnte, und sie bestürmten von nun an den Prinzen nicht weiter, daß er mit ihnen spielen sollte.

Die Reise im Postwagen.

Ein französischer Officier fuhr auf dem Postwagen von Paris nach Versailles. Der Wagen war voll, und er saß äusserst gedrängt, neben einem ungeheuer dicken Mundkoch, der ihm nicht wenig beschwerlich fiel. Er beschloß daher, sich ihn vom Hals zu schaffen. Nach einigen Minuten verfiel er in schreckliche Convulsionen, und gab seinem Nachbar mit Händen und Füßen sehr unsanfte Stöße. — Aber mein Gott, was fehlt Ihnen denn? — Nichts, ach nichts, sagte der Lieutenant, und nahm sich zusammen, so gut er konnte. Es wird bald vorüber seyn. — Einige Minuten darauf, fingen die Zuckungen aufs neue an, und der Mundkoch wiederholte seine Beileidsbezeugungen und seine Fragen. Es hat gar nichts zu bedeuten, sagte der Officier, seyn Sie ganz ruhig; es ist mit meiner Krankheit noch nicht so weit gekommen, daß . . . Was haben Sie denn für eine Krankheit, sprechen Sie doch . . . Vor einigen Tagen, sagte ihm der Officier ins Ohr, bin ich unglücklicher Weise von einem wüthigen Hunde gebissen worden. Man hat mir ein Seebad angerathen, und ich fahre eben nach Versailles, um mir Reisegeld zu holen, aber lassen Sie sich nichts gegen diese andern Herren merken. — Er hatte kaum ausgeredet, so war

der dicke Mundkoch schon aus dem Wagen. Glückliche Reise, meine Herrn, schrie er hinein; es ist heute schön Wetter, und ich gehe gerne zu Fuß. — Jetzt breitete sich der Lieutenant, dem seine List so gut gelungen war, recht wohlbehaglich im Wagen aus, und ließ sich wohl seyn, indeß der dicke Mann, der zu einer bestimmten Stunde in Versailles seyn mußte, aus Leibeskräften dem Postwagen nachrannte, und große Schweißtropfen schwitzte. Die Gesellschaft konnte nicht begreifen, warum der Koch so schnell ausgestiegen war, und aus dem kranken Lieutenant nun auf einmal ein sehr lustiger und wohlgemuther Gesellschafter geworden war. Er erzählte ihnen nun seine List, die ihnen allen auf dem ganzen Weg viel zu lachen machte. Eine halbe Stunde nach ihnen, kam keuchend und ganz durchnäßt der dicke Passagier an, und erkundigte sich sehr angelegentlich, ob die Wuth des Officiers nicht etwa noch zum Ausbruch gekommen sey. Anstatt der allgemeinen Bestürzung, auf die er sich gefaßt gemacht hatte, wurde er aber mit einem allgemeinen Gelächter empfangen. Jeder ließ seinen Witz an ihm aus; kein einziger aber würde sich herzhafter bewiesen haben, wenn der kranke Officier die bedenklichen Worte ihm in die Ohren geraunt hätte.

Der Beinbruch.

Es erhielt jemand aus Amerika folgenden Brief, von einem Verwandten: "Nach einer glücklichen Fahrt, bin ich endlich hier in Philadelphia angekommen. Auf der ganzen Reise kam nichts merkwürdiges vor; einen einzigen Vorfall, der allgemeines Erstaunen erregte, muß ich Ihnen aber doch erzählen. Ein Matrose fiel nämlich von einem Mast auf das Verdeck herab, und brach ein Bein. Man band ihm dasselbe sogleich fest mit Stricken zusammen, und eine Viertelstunde darauf, konnte er wieder eben so gut darauf gehen, wie zuvor. Ich konnte mich über die Geschicklichkeit des Mannes, der die Operation verrichtete, nicht genug wundern u. s. w.„ Dieser Brief wurde der Akademie der Wundärzte in Paris zugeschickt, wo er allgemeines Erstaunen erregte. Ein gebrochenes Bein mit bloßen Stricken so zusammen zu binden, daß der Patient gleich wieder darauf gehen konnte! das war mehr, als was die geschicktesten Männer unter ihnen zu leisten vermochten. Und wer verrichtete diese Wunderkur? wer beschämte so schön die ganze Akademie? Ein gemeiner Seemann! Sie zerbrachen sich lange die Köpfe über die Möglichkeit einer solchen Operation; einer von ihnen schrieb sogar ein sehr gelehrtes Werk darüber, in welchem

er die Möglichkeit darzuthun und zu erklären suchte. Es sollte dieses merkwürdige Buch eben der Presse übergeben werden, als noch zu rechter Zeit ein zweiter Brief aus Amerika ankam, worin noch ein Umstand nachgeholt wurde, der die ganze Sache klar machte. "Ich habe, schrieb der Freund, soviel ich mich erinnere, bei der Erzählung des Beinbruchs unseres Matrosen noch einen kleinen Umstand vergessen. Es war nämlich das gebrochene Bein von Holz.„ Sogleich wurde der Brief wieder der Akademie zugeschickt, der nun auf einmal die ganze Sache so klar einleuchtete, daß der Druck des schon ausgearbeiteten gelehrten Werkes für unnöthig gehalten wurde.

Noble Erwiederung einer Ohrfeige.

Eine Frau vom Stande in Paris, die sich von ihrem Manne wollte scheiden lassen, kam mit ihrem Sachwalter an den bestimmten Ort, wo die Sache zur Richtigkeit gebracht werden sollte. Sie sagte zu ihrem Mann, der mit seinem Advokaten zugegen war: Ich habe keine Kenntniß von Rechtssachen, richten Sie also keine Frage an mich; dieser Herr ist hier, Ihnen meine Ursachen anzugeben, und Ihre Antworten zu empfangen. — Der Mann begann

nun seine Beschwerden über sie vorzutragen und gab ihr unter andern auch Dinge schuld, die sie für so ehrenrührig hielt, daß sie alle Geduld verlor, von ihrem Sitze aufsprang und dem Manne eine Ohrfeige gab, wovon seine Perrücke ganz verschoben wurde. Der Mann, ohne darüber ausser Fassung zu kommen, setzt seine Perrücke zurecht, und wendet sich an den Sachwalter seiner Frau. Mein Herr, sagte er, weil Sie die Antworten für Madam annehmen, so muß ich Ihnen auch die meinige geben. Und er versetzte dem Advokaten eine solche Ohrfeige, daß dieser zur Erde fiel, und die Unterredung war vorüber. Kann man seine Frau wohl auf eine noblere Art maulschelliren?

Auf gleiche Art behandelte der König Ludwig XIV. von Frankreich, einen seiner Feldmarschälle. Er gerieth mit ihm in einen heftigen Wortwechsel, in welchem es endlich so weit kam, daß der König wüthend nach seinem spanischen Rohr lief, und . . . es zum Fenster hinaus warf. Fort mit dir, sprach er, indem er es weit von sich wegschleuderte, damit ich heute nicht etwa meinen Feldmarschall mit dir prügele. Der Feldmarschall konnte immerhin die Schläge für empfangen annehmen.

Ein anderes minder nobles Beispiel.

Ein vornehmer Mann in N., veruneinigte sich mit seiner Frau, und gerieth in solche Hitze, daß er ihr eine Ohrfeige gab. Sie läuft voll Zorn zu ihrem Sachwalter, um sich mit ihm zu berathen, wie sie den Mann belangen könne? Da der Advokat hörte, daß sie keine Zeugen der That habe, so sagte er zu ihr, alles Klagen sey fruchtlos, der Sache sey nicht zu helfen. Sie kehrt zurück. Als sie in das Haus tritt, kommt ihr der Mann entgegen, und will wissen, wo sie gewesen ist? Bei meinem Sachwalter, um mich bei ihm wegen der Ohrfeige Raths zu erholen, die Sie mir gegeben haben; da er mir aber gesagt hat, daß ich damit nichts ausrichten könnte, so mag ich die Maulschelle auch nicht behalten, und gebe sie Ihnen hiermit zurück. Diese Worte begleitete sie mit einer derben Ohrfeige, und entfernte sich auf das schnellste, um den Rückfall zu verhindern.

Der verwandelte Mann.

Ein kleiner Kaufmann hatte eine junge und hübsche Frau, mit welcher er äußerlich recht vergnügt lebte; im Stillen aber wurde er doch gewaltig von dem Dämon Eifersucht geplagt. Sie war so freundlich gegen jedermann; die Schmeicheleyen, welche ihr junge Herren sagten, machten ihr so viel Vergnügen! Wer weiß was zu Hause während seiner häufigen Reisen geschah! Der Graf Cagliostro reisete damals eben durch die Stadt. Unter vielen andern wunderbaren Künsten, welche dieser Tausendkünstler zum Erstaunen der ganzen Welt trieb, wußte er auch den Männern auf ein Haar zu sagen, ob sie treue Weiber hätten. Unser Kaufmann nahm also einige Louisd'or in den Sack, und ließ sich bei dem Herrn Grafen melden, dem er sein Anliegen vortrug. Der Graf gab ihm ein Gläschen mit einem gewissen Trank, den er vor dem Schlafengehen einnehmen sollte. Ist Ihre Frau treu, sprach er zu ihm, so wird Ihnen die Arzenei nichts schaden; geht sie aber auf Nebenwege, so sind Sie bis morgen in eine Katze verwandelt. Der Mann ging fest entschlossen, die Probe zu wagen, nach Hause. Er erzählte seiner Frau ungemein viel von den Zauberkünsten des Grafen. Sie wollte durchaus wissen, was er bei ihm gethan habe. Der

Mann ließ sich lange bitten; endlich aber erzählt er ihr unverholen, was ihn bewogen hätte, ihn um Rath zu fragen, und entdeckte ihr, daß er nunmehr ein untrügliches Mittel wisse, sich von ihrer Treue zu überzeugen. Sie lachte herzlich über seine Leichtgläubigkeit und versicherte ihn, daß er nichts zu fürchten habe, und den Trank ganz getrost einnehmen könnte. Das that nun auch der Mann vor dem Schlafengehen, in ihrer Gegenwart, und gleich darauf legten sie sich zu Bette. Es war diese Nacht für sie eine wahre Hochzeitnacht. Der Trank that eine viel angenehmere Wirkung, als sie sich vorgestellt hatten. Nicht nur wurde der Mann in keine Katze verwandelt, sondern er wurde wieder so feurig und verliebt, als in seiner Jugend. Genug, sie schliefen beide recht vergnügt ein, und des Morgens da die Frau aufstand, ließ sie ihren Eheherrn frisch und gesund, aber noch in tiefen Schlummer versenkt, im Bette liegen. Ach, aber was geschah! — Sie wartete bis zehn Uhr auf ihn mit dem Frühstück, und er erschien nicht. Sie wurde unruhig, ging in das Schlafzimmer zurück, um zu sehen, was er machte, und erblickte mit Entsetzen statt seiner in dem Bette einen großen schwarzen todten Kater. Gütiger Gott, schrie sie; mein Mann, mein armer Mann! So hat dich der gottlose Graf also doch noch verwan-

delt, und ach! um so einer Kleinigkeit wegen. Zweimal in unserer ganzen Ehe, und deswegen mußt du zu einem Kater werden. Ach Gott, hätte ich mich doch von dem verwünschten Lieutenant nicht bereden lassen. Er ließ mir ja aber keine Ruhe; und den Advokat Baureiß mußte mein Unstern gerade in einer schwachen Stunde ins Haus führen. Ach! wer hätte gedacht, daß du davon sterben würdest. Hätte ich das gewußt, nimmermehr lieber Mann wäre ich dir untreu geworden, nimmermehr, nein nimmermehr. — So, so Madam, sprach jetzt der Mann, indem er unter dem Bett hervor schlupfte, jetzt bin ich also Ihr lieber Mann. Wenn aber ein Herr Lieutenant oder ein Herr Advokat kommt und Sie in einer schwachen Stunde antrifft, was bin ich denn da? Warte nur, dir soll Satanas das Licht halten. — Er wollte so fortfahren. Die Frau gestand aber ihre Schuld, und versprach ihm mit so viel Thränen sich zu bessern, daß er die Sache gut seyn ließ. Der ganze Handel wurde aber bald bekannt; man lachte noch viel mehr auf seine Kosten als auf die Kosten seiner Frau, und er sah zu spät ein, daß es nicht immer gut ist, wenn die Männer, um sich von der Treue ihrer Weiber zu überzeugen, unter die Bettstatt schlupfen.

———

Der

Der Fuhrmann und der König.

Der letzte König von Frankreich ging einst ganz allein mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois in einem schlichten Ueberrock spazieren. Unterwegs begegneten sie einem Fuhrmann, der mit seinem Karren stecken geblieben war, und ohne fremde Hülfe nicht fortkommen konnte. Der König legte gleich mit dem Grafen Hand an; sie hoben und schoben an den Rädern, indeß der Fuhrmann sein Pferd antrieb, und so wurde der Karren glücklich aus dem Loch gebracht. Der Fuhrmann war voll Dankbarkeit, und wollte ihnen durchaus in dem nächsten Wirthshaus einen Schoppen Wein einschenken lassen. Sie lehnten dieß, wie man leicht denken kann, ab, und beschenkten ihn selbst. Der König gab ihm einen Louisd'or, der Graf von Artois aber zwei. Jetzt merkte der Fuhrmann wohl, daß er es mit reichen und vornehmen Leuten zu thun gehabt hatte; er erkundigte sich nach ihnen bei einem Vorübergehenden, der sie mit allen Zeichen des tiefsten Respektes grüßete, und hörte mit Erstaunen, daß der eine der König, der andere aber dessen Bruder gewesen sey. Er konnte aber nicht begreifen, warum der Graf von Artois ihn reichlicher beschenkt hatte als der König selbst. Dieß kam dem König zu Ohren. Als ihm einige Zeit nachher

der Fuhrmann wieder begegnete, redete er ihn an und sagte: Guter Freund, ich habe gehört, ihr seyd mit meinem Bruder besser zufrieden gewesen, als mit mir. Das darf euch aber nicht wundern, denn er hat nur ein einziges Kind; ich aber habe mehr als zwanzig Millionen.

Der ermordete Sohn.

In einem französischen Dorfe, Canne genannt, lebte ein Wirth mit seiner Familie in den dürftigsten Umständen. Sein ältester Sohn war nach Amerika gegangen und hatte nun schon seit funfzehn Jahren nichts mehr von sich hören lassen. Er hatte inzwischen sein Glück gemacht und ein ansehnliches Vermögen gesammelt, wobei seine armen Aeltern nicht vergessen blieben. Er nahm sich vor, selbst nach Frankreich zu reisen, sich eine Zeit lang dort aufzuhalten und auch seinen Vater zu einem wohlhabenden Mann zu machen. Er kam glücklich in seinem Geburtsorte an und quartirte sich als ein Fremder in dem Hause seines Vaters ein. Niemand erkannte ihn. Um die Freude des Wiedersehens noch mehr zu versüßen, wollte er sich auch diesen Abend noch nicht zu erkennen geben, sondern alles auf morgen versparen. Er ließ indessen

seine mitgebrachten prächtigen Sachen und unter andern auch eine schwer mit Gold angefüllte Schatulle in sein Schlafzimmer bringen. Der Wirth sah wohl, daß er einen sehr reichen Passagier zu beherbergen hatte, und auf diese Bemerkung gründete er sogleich mit seiner Frau einen Plan, sich die Schätze des Fremden zuzueignen. Es kamen selten dergleichen Gäste in das kleine Dorf, und dieser hatte kein Gefolge und war nur von wenigen Leuten bemerkt worden. Sein Wagen aber war sogleich zurückgegangen, weil er seinem Vorgeben nach mit der Post weiter reisen wollte. Unter so günstigen Umständen faßte der Wirth rasch den Entschluß, den Fremden im Schlaf zu ermorden, und diese entsetzliche That wurde in der Nacht auch wirklich verübt. Der bedauernswürdige junge Mann, dem nichts von einem solchen Unglück ahndete, lag in dem süßesten Schlummer, als das Ungeheuer sich herein schlich und ihn mit einer Axt auf den ersten Schlag todt schlug. Der Mörder schaffte nun gleich mit seiner Frau den Leichnam auf die Seite und machte sich über die Schatulle und die andern Sachen des Fremden her. Wie wurde ihnen aber zu Muthe, als sich aus den Papieren ergab, daß der Ermordete ihr eigener Sohn war, und sein Geld, das sie sich durch ein so entsetzliches Verbrechen zugeeignet hatten, zu

ihrer Unterstützung und der Begründung ihres Wohlstandes bestimmt war. Sie rangen jetzt die Hände, rauften sich die Haare aus, und fielen in eine solche Verzweiflung, daß sie selbst zur Obrigkeit liefen, sich als die Mörder ihres Sohnes angaben, und um den Tod fleheten, der ihnen auch bald zum Lohn für ihre Schandthat wurde.

Die Ohrfeige und ihre Folgen.

Ein Student erzählte in einem Gasthof bei Tisch, daß er kurz vorher einen Streit mit einem Bürger gehabt habe, wovon das Finale eine schreckliche Ohrfeige gewesen sey, die er bekommen hatte. Nun sagte einer, und was hatte denn die Sache für Folgen! — Was sie für Folgen hatte? sagte der Student, die Folgen waren ein recht geschwollener Backen, den ich länger als vierzehn Tage mit mir herum trug. Ich sagte ihm aber auch derb die Wahrheit dafür.

Acht Anekdoten vom General Suwaroff.

I.

Der Feldmarschall Suwaroff hatte den Grundsatz, nie den Angriff des Feindes abzuwarten, sondern ihm darin zuvorzukommen, selbst dann, wann die Zahl und Stellung seiner Truppen den Angriff nicht unterstützten: ein Manövre, welches bei den Türken durchaus nothwendig war, und vielleicht auch gegen andere Truppen anwendbar ist. Als er daher im Türkenkriege den Oberbefehl über das russische Heer übernahm, ließ er sogleich nach seiner Ankunft bei der Armee dem östreichischen Befehlshaber, welches der Prinz von Coburg war, melden: Er sey angekommen; die Türken müßten in wenigen Stunden angegriffen werden, damit sie wüßten, daß er da sey. Der östreichische Feldherr, der bereits mehrere Monate bloß vertheidigungsweise agirt hatte, fand sich auf einen solchen Antrag gar nicht vorbereitet und erwiederte, daß er wenigstens dazu einige Tage Zeit haben müsse. Suwaroff aber ließ ihm sagen, dieß möge er halten wie er wolle; er für seinen Theil würde mit seinen Russen sogleich angreifen und die Türken allein schlagen. Dieß geschah und die Oestreicher erreichten das Schlachtfeld erst, nachdem die Schlacht bereits entschieden war. Der östreichische General hielt

es für Pflicht, dem siegreichen Feldherrn sogleich zu danken und begab sich also nach dessen Zelt. Suwaroff ließ sich eben eine leichte Wunde verbinden, die er an einem verborgenen Theil erhalten hatte, als ihm gemeldet wurde, daß der östreichische Feldherr sich nahe. Eben wollte ihm der Wundarzt das Pflaster auflegen; er befahl ihm aber zu warten und fragte, wie weit der General noch entfernt sey. Eine solche Frage mußte ihm sogleich mit einer bestimmten Zahl beantwortet werden; es hieß also: Noch hundert Schritte. — Wie weit jezt? Funfzig Schritte. — Und jetzt? — Drei Schritte. — Nun lege er auf, rief er dem Wundarzte zu, indem er sich mit dem verlezten Theile gerade gegen den Eingang des Zeltes wendete. — Mein General, sagte er zu dem östreichischen Befehlshaber, verzeihen Sie, daß Sie mich so finden; ich habe hier eine kleine Wunde empfangen, die ich mir verbinden lassen muß. Sie nehmen das einem alten Soldaten nicht übel. Der östreichische Feldherr dankte ihm für die geleistete Hülfe und wünschte ihm zum Siege Glück, bat sich aber aus, dieß morgen bei einem feierlichen Besuch wiederholen zu dürfen. Suwaroff bewilligte dieß und lud ihm zum Frühstück ein. Zur bestimmten Stunde erschien der östreichische Feldherr mit seinem ganzen Gefolge und wurde zu Suwaroff geführt.

Dieser lag in einem Zelte, wo sich kein Tisch, kein Stuhl befand, auf dem Boden, und vor ihm standen mehrere Töpfe russischer Grütze. Als der Prinz Coburg eintrat, erhob sich Suwaroff kaum, sondern rief ihm entgegen: Sie finden mich schon beim Frühstück, mein General! kommen Sie und setzen Sie sich; kosten Sie, das ist so übel nicht. Dem östreichischen General blieb nun nichts anderes übrig, als neben ihm auf dem Boden Platz zu nehmen und von der Grütze mit zu essen.

II.

Als ihm einst sein Barbier den Bart abnehmen wollte, rief Suwaroff aus: Pfui, du stinkst ja; ziehe doch den Rock aus! Der Barbier gehorchte. — Du stinkst noch, sagte Suwaroff; ziehe die Weste aus. — Der Barbier gehorchte und so ging es fort, bis er im blanken Hemde da stand. Nun setzte sich Suwaroff hin, um sich barbieren zu lassen; allein jetzt drehete der Barbier, der den Hofnarren, bei ihm machte und sich vieles herausnehmen durfte, das Spiel um, und sagte zum Feldherrn: Pfui, Sie stinken ja; ziehen Sie doch den Rock aus. — Suwaroff sah ihn an und gehorchte. — Sie stinken noch, fuhr der Barbier fort, ziehen Sie doch das Camisol aus. — Auf diese Art

mußte Suwaroff ebenfalls alle Kleidungsstücke ausziehen, bis auch er im bloßen Hemde da saß. Jetzt verrichtete der Barbier sein Geschäfte. Kaum aber war er fertig, so sprang Suwaroff auf und sagte: Nun soll dich auch der T . . . . . holen! — Der Barbier hatte dieß voraus gesehen und ergriff sogleich die Flucht. Suwaroff lief ihm nach. Um das Zelt befanden sich viele Stabsofficiere, deren Erstaunen man sich leicht denken kann, als sie den Barbier im blanken Hemde herausstürzen, um das Zelt herumlaufen, und Suwaroff ihm nachsetzen sahen. Endlich erreichte dieser den Barbier, packte ihn und warf ihn so heftig zu Boden, daß ihm die Nase blutete. — Da hast du's, rief er aus und ging in sein Zelt zurück.

III.

Der Fürst Potemkin hielt die Maske, die Suwaroff trug, für seine wahre Gestalt, und äußerte diß oft gegen die Kaiserin Katharina II. Diese Monarchin bestand einst darauf, daß Suwaroff bei der Conferenz zugegen seyn sollte, in der ein Operationsplan für den künftigen Feldzug festgesetzt werden sollte. Hier betrug sich Suwaroff so sonderbar, und beinahe so läppisch, daß man gar nicht aus ihm klug werden konnte, und daß Potemkin mit folgen-

den Worten das Zimmer der Kaiserin verließ: Sagt ich es doch, daß mit dem Narren nichts anzufangen sey. Kaum war er fort, als Suwaroff mit der überraschendsten Gründlichkeit und Klarheit der Monarchin seinen Plan vorlegte, der auch angenommen wurde und den glücklichsten Erfolg hatte. Die Kaiserin bezeugte ihm ihre Verwunderung und fragte ihn, warum er nicht auf eine solche Art vor dem Fürsten gesprochen hätte? — Ich pflege jeden nach seiner Kappe zu behandeln, erwiederte Suwaroff.

IV.

Als er bei dem Kaiser Paul in Ungnade gefallen war, zog er sich in die Nähe eines Klosters zurück, wo er ein ganz klösterliches Leben führte. Der Auftritt, wie er von seinen weltlichen Herrlichkeiten Abschied nahm, war sehr komisch. Er ließ alle Orden, deren er eine ausserordentliche Menge besaß, und die er auf seinen Feldzügen alle anhängen hatte, auf Stühlen umher legen; ging dann zu einem jeden insbesondere, verneigte sich tief vor ihm und nahm Abschied. Nur den mit Brillanten besetzten Portraitorden Catharinens nahm er mit sich. Als die Zeitumstände wieder einen Suwaroff nöthig machten, überschickte ihm der Kaiser Paul ein eigenhändiges Schreiben durch

einen seiner Feldherrn. Dieser traf ihn auf einem Spaziergange, und da er Befehl zu eilen hatte, so überreichte er ihm sogleich das kaiserliche Schreiben. Suwaroff las die Aufschrift, welche alle seine vorigen Titel enthielt. — Der Brief ist nicht an mich, sagte er zu dem Ueberbringer. "General Feldmarschall„ das bin ich nicht. "Ritter des und des Ordens„ das bin ich nicht, und so las er jeden Titel und machte Anmerkungen dazu. Vergebens bat ihn der Feldherr, doch den Brief zu erbrechen. — Bewahre der Himmel, rief er aus; wie kann ich einen Brief des Kaisers erbrechen, der nicht an mich gerichtet ist. Genug der Feldherr mußte mit seinem unerbrochenen Brief zurückreisen, und als er einen andern mit einer einfachen Aufschrift brachte, soll Suwaroff auf die Knie gefallen, ihn ehrerbietig geküßt haben und sogleich abgereist seyn.

V.

Als Suwaroff in Petersburg ankam, ließ ihn der Kaiser durch den Grafen K . . . . seinen Liebling bewillkommen. Er wurde ihm gemeldet. K . . . ! K . . . ! sagte Suwaroff; ist mir doch keine russische Familie von dem Namen bekannt! Laßt ihn hereinkommen. Jetzt ließ er sich von ihm selbst nochmals seinen

Namen sagen und fragte ihn: K....! Graf K....! wo stammen Sie denn her? — Verlegen antwortete der Graf: Aus der Türkey, und er verdanke seine Würde der Gnade des Kaisers. — Ja so, erwiederte Suwaroff; also haben Sie sich gewiß besondere Verdienste erworben? Wo haben Sie denn gedient, und bei welchen Schlachten sind Sie denn gewesen! — Ich habe nie unter der Armee gedient. — Nicht? Also im Civilfache? Bei welchem Departement? — Auch nicht im Civilfache; ich war stets um die Person des Monarchen. — Lieber Gott, und als was denn! — Der Graf mochte sich sträuben soviel er wollte, es mußte heraus; als Kammerdiener. — Als Kammerdiener! wiederholte Suwaroff; nun das ist brav! Iwan, Iwan! rief er seinem Kammerdiener, komm her! Sieh einmal der Herr ist das gewesen, was du bist; freilich bei unserm allergnädigsten Monarchen; aber sieh nur, was aus ihm geworden ist! Jetzt, denke nur, ist er Graf und wie du siehst, hat er auch Orden. Führe dich also ja recht gut auf; wer weiß, was noch aus dir werden kann, Iwan! — Und nun hörte er erst den Auftrag des Monarchen von dem bestürzten Grafen an.

VI.

Suwaroff legte sich Abends um zehn Uhr nieder, um zwei Uhr Morgens stand er auf, sprang in kaltes Wasser, und ließ sich noch ein paar Eimer über den Kopf gießen. Um acht Uhr wurde zu Mittag gegessen; seine Mahlzeit und sein Frühstück bestand in Brantwein und — wie wir oben gesehen haben — in Grütze oder andern groben Soldatenspeisen. Vor seinen Einladungen fürchtete man sich daher wie vor dem Tod. Oft stand mitten unter der Mahlzeit einer von seinen Adjutanten auf und verbot ihm mehr zu essen. Wer befiehlt es? fragte Suwaroff. Der Feldmarschall Suwaroff selbst, antwortete der Adjutant. Allen Respekt, antwortete Suwaroff. Wo Suwaroff befiehlt, da muß man pariren. — Eben so ließ er sich in seinem eigenen Namen befehlen spazieren zu gehen u. s. w.

VII.

In Suwaroff's Armee waren alle Manövres verboten, die auf einen Rückzug deuteten, weil, wie er sagte, dieser Fall nie bei ihm vorkäme. Er selbst übte seine Soldaten in dreierlei Angriffen mit dem Bajonet. Erst kommandirte er: Auf die Pohlen! da mußten die Soldaten mit dem Bajonet einmal vorwärts stoßen. Dann hieß es: Auf die Preußen!

das bedeutete zwei Stöße: dann Auf die Franzosen. Da mußten wieder zwei wüthende Stöße in die Luft und einer in die Erde geschehen und das Bajonet in der Erde herum gedreht werden. — Oft ritt er im blanken Hemd ohne Sattel auf einem Kosakenpferd im Lager herum, und des Morgens, anstatt den Reveil schlagen zu lassen, kam er aus seinem Zelte hervor und krähete dreimal wie ein Hahn. Dieß war für die Truppen das Signal zum Aufstehen und oft auch zum Marsch und zum Gefechte.

VIII.

Suwaroff hatte eine Tochter, die sich am russischen Hofe, wo sie als Gesellschaftsfräulein der Kaiserin Katharina angestellt war, durch ihre Einfalt auszeichnete. Ihr Vater hatte sie wegen seiner Feldzüge viele Jahre lang nicht gesehen. Nach seiner Ankunft in Petersburg trug er nun Verlangen, sie als Vater allein zu sprechen. Er ließ sie daher ersuchen, sich in dem Hause eines Freundes einzufinden. Dieß geschah. Da sie ihren Vater sah, lief sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu: Ach lieber Papa, schrie sie, wie groß Sie nicht geworden sind, seitdem ich Sie nicht gesehen habe. — Suwaroff war damal vielleicht einige sechzig Jahre alt.

Militärischer Gehorsam der Russen.

Der russische Soldat legt oft ganz sonderbare Proben von seinem maschinenmäßigen militärischen Gehorsam ab. Peter I. hatte den Befehl ertheilt, jeden, der nach zehn Uhr ohne Licht auf der Straße betroffen werden würde, sofort zu arretiren. Nun kam ein Arzt Abends um eilf Uhr von einem Patienten zurück und vor ihm her ging sein Bedienter mit einer Laterne und leuchtete ihm. Es begegnete ihnen eine Patrouille. Den Bedienten mit dem Lichte ließ sie ungehindert passiren, der Herr aber mußte, weil er keine Laterne hatte, aller Vorstellungen ungeachtet, auf die Hauptwache wandern, und kam erst den folgenden Tag wieder los. —

In einer Seeschlacht gegen die Schweden wurde eine russische Galeere in den Grund geschossen, auf welcher sich viele Officiere von der Garde befanden. Der befehlshabende Officier auf dem nächsten Schiffe sah das und schrie seinen Leuten zu: Rettet die Officiere von der Garde. Ein Unglücklicher, der schon im Wasser lag, streckte die Hände in die Höhe und flehete um Hülfe. Ein Soldat lief herbei und schrie ihm zu: bist du ein Officier von der Garde? — (der Arme konnte nicht antworten) — Ob du ein Officier von der Garde bist — (Wieder keine Antwort) — Ja wenn ich nicht

weiß, ob du ein Officier von der Garde bist, so ziehe ich dich auch nicht heraus. — In eben dem Augenblick verließen den Unglücklichen seine Kräfte und er sank unter.

Das qui pro quo.

In Rußland werden selbst erwachsene Personen, und sogar alte Männer mit weissen Bärten, eines kleines Vergehens wegen, ohne alle Umstände gleich unbarmherzig gepeitscht. Dadurch entstand nun vor einigen Jahren in Petersburg ein sonderbares qui pro quo. Der Graf Bruce hatte einen leibeigenen Koch, der ihm entlief. Er traf bei Hof den Policeidirector an, und gab ihm den Auftrag, die gehörigen Policeianstalten zu verfügen, damit der Koch wieder beigeschafft würde. Alle Nachforschungen aber waren vergeblich. Während dieser Zeit langte in Petersburg ein französischer Koch aus Warschau an, der in Rußland einen Dienst suchte und von einem Freund in Pohlen an den Policeidirektor addressirt war. Es ist brav, sprach lezterer zum Koch, daß er eben jetzt kommt, ich weiß eine recht gute Stelle für ihn. Dem Grafen Bruce ist sein Koch durchgegangen, er darf sich also nur bei ihm melden, ich will ihm einen von meinen Leuten

mitgeben. Der Koch war froh, daß er so schnell ankam, und ging wohlgemuth zum Grafen. Man fragte ihn an der Thür was er wolle? Sein Begleiter sagte, er sey ein Koch, den der Herr Policeidirektor dem Herrn Grafen empfehlen wolle. Man meldete das dem Grafen. Er glaubte, es sey sein entlaufener Leibeigener. Ha ha! sprach er, hat man dich also wieder; warte nur, ich will dir das Davonlaufen eintränken. Laßt ihm gleich hundert Prügel aufzählen und schickt ihn wieder in seine Küche. Die Ordonanzen des Grafen, der Gouverneur von Petersburg war, packten sogleich den armen Franzosen, führten ihn nach dem Rathhaus, und dort mußte er, aller Widerrede ungeachtet, die anbefohlene Strafe ausstehen. Er blieb halb todt liegen; kaum konnte er sich noch bis zu dem Hause des Ministers schleppen und seine Klage anbringen. Der Graf Bruce wurde seines Irrthums belehrt; er gab dem armen Koch einige hundert Rubel zur Entschädigung; allein den Schrecken und die Schmerzen konnte er ihm nicht mehr abnehmen.

Der

Der goldene Mühlen-Riß.

Ein gewisser Rath hatte einen Prozeß zu referiren, der über eine Mühle entstanden war, welcher man das Wasser abzugraben suchte. Der Müller gab sich alle ersinnliche Mühe, den Referenten zu sprechen, aber umsonst; er wollte ihn durchaus nicht anhören. Einst glückte es ihm aber doch, sich in dessen Haus einzudrängen. Herr Rath, sagte er, ich bin der Müller Stieglitz; ich bitte mir es zur Gewogenheit aus, daß Sie mich nur einen Augenblick anhören. — Ich höre niemand an; ich habe die Akten von seinem Proceß, und das ist schon genug. — Nur ein Paar Worte, Herr Rath; ich bitte unterthänig. — Nichts, ich kann und will ihn nicht sprechen. — Erlauben Sie nur, daß ich Ihnen die Sache etwas deutlicher vorstelle. — Das ist gar nicht nöthig. — Sie müssen aber doch wenigstens eine Art von Riß haben, sonst können Sie unmöglich die Sache richtig beurtheilen. Sehen Sie, fuhr er fort, indem er aus seinem Sack eine Hand voll Dukaten heraus zog, die er auf den Tisch in eine Linie hinzählte, das ist die Vorderseite von meiner Mühle, dann zog er, ebenfalls mit Dukaten, einen großen Kreis herum: Und das ist meine Hofreith. Verstehen Sie wohl? — Ja, ja, ich begreife schon. Aber wo ist denn

der Fluß? Der Fluß, sagte der Müller, läuft so (eine neue Linie von Dukaten). — So läuft der Fluß. Ja, das ist schon recht; wo hat denn aber der Gegner seine Mühle? — Des Gegners Mühle ist da, und hier, fuhr er fort, indem er eine Hand voll Dukaten ober seine Mühle legte, ist ein kleiner Berg, an welchem mir der Schurke den Fluß abgraben will. — Ja, wenn das ist, so hat der ändere Unrecht. Er kann ja alsdann nicht mehr mahlen, und das wäre ihm ein großer Schaden. Die Sache ist mir jetzt ganz klar; gehe er nur ruhig nach Hause, es soll alles gut werden. Will er denn aber nicht seine Dukaten wieder mit nehmen, fuhr der Rath fort, und führte den Müller gegen die Thür. — Ey, sagte der Müller, sie sind in guten Händen; der Riß gehört zu den Akten, und es ist mir daran gelegen, daß der Herr Rath sich der Lage der Mühlen und des Mühlstroms recht erinnern. — Nun Adieu, also Herr Stieglitz; ich werde mein bestes thun. — Der Müller ging ganz vergnügt über die Anwendung seines Goldes nach Hause und zweifelte nun keinen Augenblick mehr an dem glücklichen Ausgang seines Processes. — Die Sache ging aber doch nicht ganz nach Wunsch. Die andern Räthe betrachteten die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkt, votirten gegen den Müller und er verlor seinen

Proceß. Er war jetzt untröstlich über die Summe Geld, die er vergeblich zur Bestechung seines Referenten angewendet hatte, und nahm sich vor, wenigstens letzteres wieder beizutreiben. Er schrieb daher ein Billet an den Rath, in welchem er sagte, es würde der Herr Rath sich erinnern, daß er einen Riß habe auf seinem Tisch liegen lassen; da er nun denselben nicht bei den Akten gefunden habe, so wolle er sich ihn ausbitten. — Der Referent wollte von keinem Riß wissen; der Müller aber drohete ihn zu verklagen, und nun besann er sich darauf und gab zur großen Freude des Müllers die Dukaten wieder zurück.

Das Testament.

Unlängst starb zu London ein alter Geizhals. Seine Erben wurden zur Eröffnung des Testaments vorgeladen. Wie man leicht denken kann, ließen sie sich nicht lange bitten, aber sie fanden sich in ihrer Erwartung nicht wenig betrogen. Sie hatten recht reiche Legate erwartet, statt deren folgende Vermächtnisse vorkamen:

"Ich vermache meinem Neffen mein altes schwarzes Kleid.„

"Ich hinterlasse meiner Nichte die barchete Weste in meinem blauen Schrank."

"Jeder Enkel meiner Schwester soll einen von den kleinen porzellanenen Töpfchen auf dem Schrank in meiner Schlafkammer erhalten."

"Meiner Schwester selbst vermache ich, zum letzten Beweis meiner brüderlichen Liebe, den braunen Krug, den sie zu Kopfen unter meinem Bette finden wird."

Man denke sich das Erstaunen der Erben bei dem Verlesen dieses wunderlichen Testamentes. Der Verewigte erhielt von allen die schimpflichsten Titel. Die Schwester, die gerade bei dem Krug stand, den sie geerbt hatte, hob im Zorn den Fuß auf und zerstieß ihn in tausend Stücke. In eben dem Augenblick aber rollte die ganze Stube voll Guineen. Bei diesem Anblick wurden auf einmal die Gesichter aller Miterben heiter. Es ging ihnen plötzlich ein Licht über den Sinn des Testamentes auf; jeder lief seinem Vermächtniß zu, und fand, daß der Erblasser ihm eine angenehme Ueberraschung hatte bereiten wollen.

Der gehenkte Verbrecher.

In Schweden werden sehr selten Verbrecher zum Tode verurtheilt; viele Städte haben daher gar keinen Scharfrichter. Indessen kam doch unlängst der Fall vor, daß einer sollte gehenkt werden. Nun war man deswegen in keiner geringen Verlegenheit. Man hätte den Scharfrichter weit herkommen lassen müssen, und wer hätte da die Kosten tragen sollen? Der Delinquent hatte nichts, und von Alters her waren nicht mehr als zwei Thaler für eine Execution ausgesetzt. Ein Bürger, der noch nicht lange in dem Stadtrath saß, sollte bei der Stimmensammlung sein Votum als der jüngste zuerst geben. Er stand auf und erklärte im vollen Ernst, daß seine Meinung dahin ginge, sie sollten dem armen Sünder die zwei Thaler geben und damit sollte er hingehen und sich henken lassen, wo er wollte.

Der todte Amerikaner.

Zu Bordeaux kam ein Amerikaner mit vollen Geldkisten und einem leeren Kopfe an. Sein Gefolge bestand aus einem einzigen Neger. Er nahm sein Absteigquartier in einem Gasthofe, wo der Wirth und sein Friseur gar bald seine

Vertrauten wurden. Er war so geschwätzig und hatte so wenig Geschäfte, daß er, diesen beiden Leuten alle seine Verbindungen und Angelegenheiten in Amerika erzählte. Drei Wochen darauf wurde er todt in seinem Bette gefunden. Seine beiden Vertrauten machten sogleich einen Anschlag auf einen Theil seines Vermögens. Sie versteckten den todten Leichnam und einer von ihnen legte sich dafür in das Bett; der andere aber lief mit dem Neger fort und holte einen Notarius, welchem der Patient sein Testament in die Feder diktirte. Es wurde von allen Zeugen unterschrieben und niemand ahndete einen Betrug. Nachdem der Notarius abgetreten war, ließ man auch einen Priester kommen, welcher den Sterbenden zur Beichte hören und ihm die letzte Oehlung geben sollte. Als er aber zum Zimmer herein trat, wurde ihm mit Thränen erzählt, daß der arme Mann so eben verschieden sey. Man führte ihn an das Zimmer, wo man inzwischen den wahren Todten wieder in das Bett gelegt hatte, und der Geistliche segnete ihn ein. Die Obrigkeit erschien kurz darauf, versiegelte seine ganze Verlassenschaft und vier Wochen darauf wurde das Testament eröffnet, in welchem zwei sehr ansehnliche Legate für den Wirth, den Perrükenmacher und den Neger standen. Bis jetzt ging alles recht gut, und die Vermächtnisse wurden

ihnen baar ausgezahlt. Nach der Hand aber machte der Neger, den sie durch die schönsten Versprechungen auf ihre Seite gebracht hatten, noch einige Forderungen an sie; darüber entzweieten sie sich mit einander; der Neger lief in dem ersten Zorn zum Gericht und zeigte die ganze Spitzbüberei an. Sogleich wurden alle drei arretirt, ihres Verbrechens überwiesen, und der Angeber nebst seinen Spießgesellen einige Monate nachher aufgeknüpft.

Die Weinflaschen.

So oft der vorletzte König von Frankreich (Ludwig XV.) auf die Jagd ging, nahm man vierzig Flaschen Wein mit, wovon er aber oft kein Glas trank. Der Wein wurde mehr für seine Begleiter als für ihn mitgenommen. Einst aber quälte ihn doch der Durst, und nun begehrte er ein Glas Wein. Gnädigster König, gab man ihm zur Antwort, es ist keiner mehr da. — Nimmt man denn nicht immer vierzig Flaschen mit? — Ja allerdings; aber sie sind schon alle vierzig ausgetrunken. — Nun gut, sagte der König, so nehmt ein andermal ein und vierzig mit, damit doch wenigstens eine einzige für mich bleibt.

Der betrogene Geldjude.

Ein Pariser Geldjude saß einst zu Mittag ruhig in seinem Lehnstuhl und berechnete in Erwartung neuer Kunden den Profit, den er diesen Morgen schon gemacht hatte. Da ging die Thür auf, und es trat ein Mensch herein, der geschwind eine Banknote in baares Geld umsetzen wollte. Der Wechsler antwortete, er habe zwar Geld zu seinen Diensten, die Banknoten verlören aber dermalen fünf und dreißig Prozent. Der Mensch that ganz erstaunt und versicherte, es habe sie ihm Herr Favart erst gestern noch zu dreißig Prozent gewechselt. Das ist nicht möglich, sagte der Wechsler. Wer ist denn aber dieser Favart? Wenn ich nicht unverzüglich abreisen müßte, antwortete der Mensch, so wäre ich gewiß zu ihm gegangen, aber er wohnt sehr weit von hier. Nun sagen Sie geschwind, ob Sie mir die Banknote so wechseln wollen oder nicht. — Kein Gedanke, sagte der Wechsler. Ich wäre aber doch begierig zu wissen, wo dieser uneigennützige Herr Favart wohnt. Der Fremde nannte ihm die Strasse und das Haus, er konnte des Lobes des braven Mannes nicht satt werden, und versicherte, daß er ungeachtet seiner nahen Abreise sogleich zu ihm hingehen und sein Papier in Geld verwandeln würde. Dadurch wurde auf einmal

in unserm Geldjuden eine gewaltige Begierde rege, ebenfalls Geschäfte mit Herrn Favart zu machen. Er hatte da Gelegenheit in einem Augenblick eine sehr große Summe zu gewinnen. Er nahm also aus seinem Schreibetisch für achtzehentausend Livres (3000 Laubthaler) Papiere, und suchte ungesäumt damit den braven Herrn Favart auf. Ehe wir aber weiter erzählen, müssen wir unsern Lesern sagen, wer die wackern Leute waren, mit welchen er seine Geldgeschäfte machen wollte.

Der Herr Favart und der Reisende, der so eilig seine Banknote umsetzen wollte, waren die Anführer von fünf oder sechs Erzspitzbuben, die schon durch eine Menge kleine Diebstähle Geschicklichkeit und Mittel zur Ausführung grosser Schelmstücke erworben hatten.

Schon seit einigen Monaten hatte Herr Favart eine besondere Wohnung gemiethet, in welcher ein großes Zimmer mit eisenbeschlagenen Schränken, Geldküsten, Wagen, Zähltischen und was noch sonst zu dem Büreau eines Wechslers gehört, befand. Auch hatte er eine Menge alte und neue Rechnungsbücher und dick angefüllte sorgfältig numerirte und vielversprechende Geldsäcke zusammen gebracht, die alle zusammen, mit den Büchern, der Ordnung nach in die Schränke gestellt wurden, und so eine

sehr ansehnliche Wechslerbibliothek vorstellten. Mit diesem Kram und der Beihülfe seiner Spiesgesellen, die sich bald in Geschäftsmänner, bald in Sackträger und Wechseljuden verkleideten, um dem neuen Banquier Kundschaft und Ansehen zu verschaffen, hatte er sich bald bei seinem Hauswirth und bei der Nachbarschaft in Credit gesetzt, und so machte er denn wirklich allerlei kleine Wechselgeschäfte, die so viel eintrugen, daß er seine Ausgaben damit bestreiten konnte, bis er Gelegenheit fand, seinen Schnitt im Großen zu machen. Eine solche Gelegenheit war jetzt da.

Ehe unser Geldjude, der sehr mißtrauisch war, sein Anliegen bei Herrn Favort anbrachte, fragte er in allen Läden, in der Nachbarschaft, nach seiner Wohnung, um Gelegenheit zu bekommen, sich zugleich zu erkundigen, was für ein Mann er sey. Je mehr er aber nach ihm fragte, desto mehr Gutes hörte er von ihm, denn alle Nachbarn waren für ihn eingenommen. Er kam endlich in sein Haus. In der Eigenthümerin erkannte er zu seiner großen Freude eine alte gute Freundin, in die er grosses Vertrauen setzte. Er bat sie, ihm aufrichtig zu sagen, was sie von ihrem Miethsmann hielt. Sie konnte ihn nicht genug loben; es wäre ein allerliebster Mann, der ihr und jeder-

mann Gefälligkeiten erwies; nur eine Beschwerlichkeit, fuhr sie fort, habe man mit ihm, daß nämlich gerade über ihrem Kopf, wo sein Comptoir sey, beständig Geld gezählt, herum geworfen, auf den Boden ausgeschüttet und gewogen würde. Der wackere Herr Favart hatte wirklich ein paar Säcke voll grobes Silbergeld, womit er so viel Lärm als möglich machte. Das weitere Gespräch der Hauswirthin mit ihrem guten Freund wollen wir nun übergehen. Genug sie präsentirte ihn dem Herrn Favart, der auf ihre Empfehlung sein möglichstes zu thun versprach, ließ sie ihre Geschäfte mit einander abmachen und ging. Herr Favart hielt ihn eine Zeit lang mit seinen Gesprächen über den jetzigen Wechselcours und Wechselgeschäfte hin, nöthigte ihn Thee mit ihm zu trinken und suchte so viel Zeit zu gewinnen, als möglich, denn er konnte nicht eher seinen Kniff ausführen, als bis er zum Signal eine Kutsche vor die Thür rollen hörte. Indeß er nun seine Uneigennützigkeit und Redlichkeit auf das beste herausstrich, musterte ihn unser Geldjude von Kopf bis zu den Füßen. Er hatte ein angenehmes, volles frisches Gesicht, war klein, dick und breitschulterig, hatte fette Hände, starke Beine, kurz in seiner ganzen Person hatte er etwas Bekanntes, weil man eine Menge Leute dieser Art sieht, die alle etwas Aehnliches mit einan-

der haben. In seinem Tone und seinen Manieren war dabei etwas Gutmüthiges, das Vertrauen und Achtung einflößete.

Ein Wagen ließ sich jetzt hören; dieß war das Signal. Nun also zur Sache, sprach der gute Herr Favart. Womit kann ich Ihnen dienen? — Ich komme in einer Geldangelegenheit, antwortete unser Geldjude; ein Kaufmann aus Amiens hat mir nämlich diesen Morgen gesagt, Sie wechselten, die Banknoten zu dreyßig Procent. — Was denken Sie, unterbrach ihn Herr Favart mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit; die Banknoten verlieren dermalen fünf und dreyßig Procent; höchstens kann ich sie Ihnen, in Betracht der Empfehlung meiner Wirthin, für vier und dreyßig wechseln. Wie viel haben Sie denn solche Papiere . . .

So weit waren sie gekommen, als ein kleiner Gaudieb, der in dem Wagen angefahren war, zum Zimmer herein hüpfte. Er stellte einen lustigen Studenten vor, den seine Mutter ein Amt kaufen wollte: er that ganz bekannt mit Herrn Favart. Gratulieren Sie mir, mein lieber Herr Favart, schrie er und fiel ihm um den Hals, der Kauf ist geschlossen und ich habe das Amt. Jetzt muß ich auf das schleunigste für zwanzig tausend Livres Banknoten haben. Ich nehme Sie von Ihnen an, so hoch Sie

wollen, Sie haben mir ja schon so viel andere Gefälligkeiten erwiesen. Aber das ist noch nicht genug. Ich muß auch 4000 Livres baares Geld für meine Mutter zu meiner Einrichtung haben. — Herr Favart antwortete weiter nichts. Er sperrte einen Schrank auf und langte ohne Einwendung vier Säcke Geld heraus. In jedem Sack, sagte er, sind tausend Livres. Zugleich band er einen auf und schüttete das Geld auf den Tisch hin. Ach was wollen Sie lange zählen, sagte der Student; wir kennen uns schon; wir haben Ihnen in unserm Leben nicht nachgezählt. Geben Sie mir nur eine Feder, daß ich Ihnen einen Schein schreibe. Den kann mir nachher Ihre Frau Mutter ausstellen, sagte ganz hastig Herr Favart; Sie sind mir noch ein wenig zu jung dazu. Nehmen Sie nur indessen das Geld mit; diesen Abend speisen wir zusammen und da soll alles in Ordnung gebracht werden. Ein Bedienter trat herein, trug das Geld in den Wagen, und der Luftpassagier tanzte zur Thür hinaus, wie er gekommen war. — Solche luftige junge Herrn begleite ich nicht, schrie ihm Herr Favart nach; ich kann ihnen mit meinen alten Beinen nicht nachkommen.

Hierauf wendete er sich wieder zu seinem andern Besuch. Das ist eine glückliche Gele-

genheit für Sie, sprach er; ich will jetzt Ihre Papiere zu zwei und dreißig Procent annehmen, so haben Sie drei Procent Profit daran. Der junge Tollkopf wirft ohnehin sein Vermögen zum Fenster hinaus. Nun lassen Sie einmal Ihre Banknoten sehen. —

Indeß der Geldmäckler seine Brieftasche hervorzog, stellte Herr Favart eine Reihe Geldsäcke zurecht, und schüttete einen davon auf den Tisch aus. Da zählen Sie einstweilen, sprach er; ich will inzwischen Ihre Papiere durchsehen. Er sah flüchtig die Banknoten durch; während er noch damit beschäftiget war, kam der lockere Student mit einer ehrwürdigen Dame an der Hand wieder zur Thür herein; er erzählte Herrn Favart mit Lachen, daß seine Mutter indessen im Wagen gesessen habe, um ihn nicht zu stören; weil er aber die 4000 Livres sogleich baar hergegeben habe, so beständе sie auch darauf, ihn sogleich darüber zu bescheinigen. Favart lief ihr entgegen um sie zu bewillkommen, ließ sie Platz nehmen, schwur aber hoch und theuer, daß er jetzt keinen Schein von ihr annehmen würde, und beschwerte sich über ihre für ihn beleidigende Pünktlichkeit. Die verschleierte Dame gab nach, hielt sich nur einen Augenblick auf und ging sogleich wieder zu ihrem Wagen zurück. Mit Damen nahm es Herr Favart

schon genauer als mit hüpfenden jungen Herren; er wollte sie durchaus zurück begleiten. Er ging ihr nach und hielt immer dabei das Paquet Banknoten in der Hand. Der Geldmäckler blieb ruhig sitzen und zählte indeß vollends seinen Sack Geld durch; die andern Säcke aber wagte er nicht in Abwesenheit des Herrn Favart aufzumachen; es war ihm schon leid genug, daß in dem ersten Sack zwei Thaler gefehlt hatten, denn da er ihn ohne Zeugen durchgezählt hatte, so durfte er aus Höflichkeit gar nichts davon gedenken. Er blieb also sitzen und wartete ganz ruhig eine Viertelstunde lang, bis er glaubte, daß die Complimenten an der Thüre vorbei seyn könnten.

Unsere Leser werden sich wohl vorstellen, es seyen die Diebe mit der Dame und den 18,000 Livres in den Wagen gestiegen und davon gefahren; aber nein, sie griffen ihre Sache feiner an; sie ließen die Miethkutsche an der Thür, und Favart begleitete die Dame zu Fuß zu einem Notarius, der seinem Vorgeben nach in einem Seitengäßchen wohnte. Hier wartete schon ein anderer Wagen auf sie; sie setzten sich ein und fort waren die 18,000 Livres.

Nun denke man sich die peinliche Ungeduld des Geldjuden. Der Wagen hielt noch immer vor der Thür und Herr Favart kam nicht. Er

ging hinab, erkundigte sich nach ihm bei dem Kutscher, bei der Wirthin. Ihr Vertrauen zu dem Ehrenmann war so groß, daß sie erst nach und nach anfing, Verdacht zu schöpfen. Der Mäckler wollte am Ende ohne weitere Umstände achtzehn Säcke von tausend Livres mit fortnehmen; die Hauswirthin gab das aber nicht zu; es mußte ein Gerichtskommissarius geholt werden; die Schränke wurden in seiner Gegenwart aufgesperrt und die Säcke aufgemacht. Alle waren mit Kieseln und runden Schiefersteinchen angefüllt. Das Entsetzen und das Jammergeschrei des betrogenen Geldjuden ging über alle Beschreibung. Für seine 18,000 Livres in Papier brachte er nicht mehr als für 1000 Livres baar Geld daran. So schlecht hatte er in seinem Leben nicht gewechselt. Bei dem Lärm, den er machte, lief die ganze Nachbarschaft herbei; aber niemand bedauerte ihn, denn er war in ganz Paris als ein unbarmherziger Wucherer bekannt.

Der todte Bauer.

In einem gewissen Dorfe bestattete man einen todten Bauer zur Erde. Er war arm, also machte man nicht viele Umstände mit ihm; zwei Träger vorn, zwei Träger hinten, machten

ten die ganze Leichenbegleitung aus; übrigens weder Sang noch Klang. Indem sie so gingen, ließ sich gleich einem Kanonenschuß ein großer Windstoß von hinten hören, ein Wind, nicht wie man ihn zur See, desto öfter aber in Bauernstuben zu hören pflegt. Wohl bekomm's Nachbar, sagten die vorderen Träger, welche glaubten, es käme die Sache von den hintern Trägern. Einige Schritte weiter erfolgte eine zweite Kanonade. Ho, ho! wohl bekomm's noch einmal. Endlich kam eine Generalsalve. Die vordern Träger behaupteten, die hintern seyen unartige Leute; die hintern wollten die Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen; sie fingen an sich zu schimpfen und am Ende setzten sie die Bahre nieder und nahmen sich bei den Köpfen. Indem sie sich so herum schlugen, stieß der Scheintodte, bei dem sich plötzlich auf eine so lärmende Art die Natur geholfen hatte, den Deckel vom Sarg, sprang heraus und lief im Leichenkittel in das Dorf zurück, wo seine Frau, die schon glaubte, er ruhe sanft in dem Schoos der Erde, über seine unvermuthete Zurückkunft in nicht geringen Schrecken gerieth. Sie lebte in großem Unfrieden mit ihrem theuern Ehegemahl, der ein bekannter Spieler und Trinker war. Man hatte sie daher in großem Verdacht, ihm ein Paradiespülverchen in die Suppe gestreut zu haben; da man ihr aber nichts be-

weisen konnte, so ließ man die Sache auf sich beruhen.

Wirksame Kritik.

In der ersten Uebersetzung der tausend und einen Nacht fingen alle Erzählungen auf folgende Art an: "Liebe Schwester, wenn du nicht schläfrig bist, so erzähle mir doch diesen Abend ein Mährchen.„ Eine Gesellschaft junger Leute, die sich über diesen läppischen Eingang ärgerten, nahm sich vor, dem Uebersetzer, Namens Galland, einen Schwank dafür zu spielen. Sie kamen in einer kalten Winternacht vor seine Thür, pochten und polterten aus allen Kräften, und rissen ihm beinahe die Glocke ab. Herr Galland lief ganz erschrocken ans Fenster und fragte, was sie wollten. Wir wollen zu Herrn Galland, sagten sie. Was wollen Sie denn aber so spät. Ich bin es selbst. Die lustigen Gesellen wollten das lange nicht glauben, ob er es ihnen gleich hundertmal versicherte. Endlich, nachdem sie ihn lange genug am Fenster hatten frieren lassen, sagten sie, nun gut, lieber Herr Galland, wenn Sie nicht schläfrig sind, so erzählen Sie uns doch diesen Abend ein Mährchen. — Diese Kritik machte Eindruck.

Bei der zweiten Auflage des Buchs wurde der kindische Eingang weggestrichen.

Der Maroccanische Gesandte in Wien.

Im Jahr 1782 kam ein Maroccanischer Abgesandter nach Wien, der den braven Wienern sehr viel zu sprechen gab. In Venedig besuchte er bei seiner Durchreise das Schauspielhaus und wurde in einer prächtig geschmückten Loge empfangen. Unter andern hatte man die Brustlehne mit kostbaren rothsammtnen mit Gold gestickten Teppichen belegt, welche aber den Gesandten zu einem fatalen Mißverständniß verleiteten. Da man sich nämlich in der Barbarei auf die Teppiche zu setzen pflegt, so glaubte der Gesandte, es sey auch hier der Teppich deswegen da. Der Platz war zwar ein wenig schmal und unbequem, er war deswegen auch ganz unzufrieden; da es aber seiner Meinung nach die Landessitte einmal so mit sich brachte, so suchte er sich zurecht zu setzen, so gut er konnte. Indem er sich aber bemühete seine Beine nach orientalischer Art recht zierlich über einander zu legen, verlor er das Gleichgewicht und purzelte in das Parterre herab. Zum Glück kam er ohne weiteren Schaden als eine kleine Quetschung an der Schulter davon; die Zu-

schauer brachen aber allgemein über den Purzelbaum Seiner Maroccanischen Excellenz in ein ungeheures Gelächter aus, das weit ärgerlicher für ihn war als sein Fall.

Das schlecht meublirte Stockwerk.

Ein französischer Gesandter an dem Hofe Jakobs I. von England, sprach so unüberlegt in das Blaue hinein, und machte durch sein Benehmen seinem Rang so wenig Ehre, daß der König sich nicht genug über seinen Unverstand wundern konnte. — Nun, wie gefällt Ihnen dieser Herr, fragte er seinen Kanzler nach der Audienz? — Er ist groß und hat eine schöne Person. — Ja das wohl; aber was halten Sie von seinem Kopf? — Gnädigster König, dieser große Mann kommt mir vor, wie ein großes Haus, wo gemeiniglich das oberste Stockwerk am schlechtesten meublirt ist.

Der complimentirte Gesandte.

Der König Ludwig XIV. spielte einst mit verschiedenen Herren und Damen seines Hofes. Man meldete bei ihm den schwedischen Gesandten, der zur Audienz kam. Der König machte so-

gleich dem Spiel ein Ende und schickte den Grafen von R. ab, um ihn zu empfangen und einzuführen. Der Graf hatte viel verloren, hatte sich aber Hofnung gemacht, sein Geld wieder zu gewinnen und war daher sehr ärgerlich über diesen ungelegenen Besuch. Seiner Meinung nach verstand der Gesandte nicht französisch; denn damals war die französische Sprache noch nicht so allgemein wie jetzt; er trat also zu ihm hin und verwünschte, verfluchte und schimpfte ihn mit dem freundlichsten Gesichte und unter tiefen Reverenzen auf die entsetzlichste Art. Der Gesandte schien alles für Complimente aufzunehmen und beantwortete sie unter einer Menge Gegenverbeugungen in schwedischer Sprache. Er wurde hierauf dem König vorgestellt und nun hielt er zum Schrecken des Grafen in französischer Sprache eine Anrede mit aller Feinheit eines gebornen und am Versailler Hofe erzogenen Franzosen. Der Graf fürchtete sich vor den Folgen seiner Unbesonnenheit. Als er daher den Gesandten zurück begleitete, entschuldigte er sich so gut er konnte mit dem Verlust seines Geldes wegen der Sottisen, die er ihm gesagt hatte. Lassen Sie das gut seyn, sprach der Gesandte. Wir sind quitt. Ich habe Ihnen Ihre französischen Sottisen in schwedischer Sprache reichlich zurückgegeben.

Das geplünderte Marienbild.

Eine fromme Wittwe in einer Vorstadt von Wien hatte in ihrem Schlafzimmer ein reichgekleidetes Marienbild, das sie mit Perlen und goldenem und silbernem Schmuck auf das schönste herausgeputzt hatte. Da erschien unvermuthet ein Policeybedienter, verwieß ihr ihren Ungehorsam gegen die Verordnungen des Kaisers, der sogar den Marienbildern in den Kirchen allen Schmuck hatte abnehmen lassen und ihn daher noch viel weniger in Privathäusern duldete, und erklärte ihr, er sey von der Policey abgeschickt worden, das Marienbild auszuziehen und die Eigenthümerin auf morgen vor Gericht vorzuladen, wo sie noch eine ansehnliche Geldbuse zu erlegen und einen Verweis auszuhalten haben würde. Die erschrockene Wittwe ließ ihn nicht nur ruhig das Marienbild entkleiden und den Schmuck mit fortnehmen, sondern sie gab ihm auch noch ein ansehnliches Trinkgeld mit der Bitte, sie mit ihrer Unwissenheit zu entschuldigen. Den Tag darauf erschien sie, der Vorladung gemäß, vor dem Policeygericht, und erfuhr hier mit Schrecken, daß sie von einem Gauner geplündert worden war.

Der Schachspieler.

Ein Erzbischoff von Canterbury in England reisete von London aus in Geschäften nach seiner Diöces. Unterwegs hielt er sich einige Tage lang auf einem angenehmen Landgut auf, dem er sehr hold war. Dem Schlosse zur Seite lag ein dicker und einsamer Wald, in welchem der Prälat öfters spatzieren ging. Hier bemerkte er mehrmals einen Menschen, der bald in tiefen Gedanken da saß, bald wieder heftig zu sprechen und mit der Hand zu gesticuliren anfing. Er war begierig zu erfahren, was das bedeutete. Seine Begleiter, die er deshalb abschickte, spannten seine Neugier noch höher. Der Fremde, sagten sie, sey ganz allein und doch redete und antwortete er, als ob er in Streit mit jemand begriffen sey. Er habe sich sehr über ihre Zudringlichkeit beschwert, und ihnen durchaus weiter keine Auskunft geben wollen. Der Erzbischoff nahm sich nunmehr vor, ihn selbst zu sprechen. Er ließ seine Leute auf die Seite treten, näherte sich dem Manne ganz allein und redete ihn an. Das Gespräch wurde bald eingeleitet; immer aber war der Fremde zerstreut und stark mit andern Gedanken beschäftiget. Was machen Sie denn hier so ganz allein, fragte endlich der Prälat. Ich bin nicht allein, antwortete der Unbekannte: Ich spiele. — Sie spielen? Und mit wem

denn? — Mit wem? das würden Sie wohl nicht errathen. Ich spiele mit Gott — (der Prälat sah jetzt wohl, daß er es mit einem Narren zu thun hatte, und wollte sich einen Spaß mit ihm machen). — Mit Gott spielen Sie also, fuhr er fort; und was für ein Spiel spielen Sie denn! — Schach. — Gewinnen Sie denn auch bisweilen. — Allerdings. — Aber doch gewiß nicht oft. Sie haben es mit einem starken Spieler aufgenommen. — Ach nein, Gott mißbraucht seine Stärke nicht gegen uns Menschen; und er macht mir nicht mehr zu schaffen als ein anderer gemeiner Spieler; bald gewinnt er das Spiel, bald ich. — Wie bezahlen Sie denn aber einander? — Sehr pünktlich in baarem Geld. — Nun und wie weit sind Sie für dießmal schon mit Ihrer Partie gekommen? — Sie ist eben aus Mylord, und ich habe sie verloren. — Wirklich? und wie hoch spielen Sie denn die Partie? Funfzig Guineen. — Das ist nun ein bedeutender Verlust. Wie bezahlen Sie denn aber das Geld an Gott? Nimmt er es denn selbst ein? — Nein seine Einnehmer sind die Armen. Er schickt mir immer einen ehrlichen Mann zu, der das Geld in Empfang nimmt und es unter die Armen vertheilt. Sie sind erschienen, Mylord; er selbst hat sie hieher geführt und an Sie muß ich meine Spielschuld bezahlen. — Indem er

das sagt, zieht er seine Börse heraus, zählt dem Erzbischoff die funfzig Guineen hin und geht seiner Wege, weil er, wie er sagte, für heute nicht mehr spielen wollte.

Der Prälat wußte nicht, was er von dem Menschen denken sollte. Er sah das Geld an, er zählte es, er erinnerte sich an seine Reden, und machte sich Vorwürfe, daß er ihn für einen Narren gehalten hatte. Er setzte seine Reise fort, und hatte kein angelegentlicheres Geschäfte, als die ihm anvertraute Summe unter die Armen zu vertheilen. Jetzt erst besorgte er auch seine übrigen Angelegenheiten und kehrte dann nach London zurück. Er war begierig, den sonderbaren Spieler unterwegs nochmals zu besuchen. Er ging in den Wald und um ihn nicht zu behelligen, nahm er niemand zur Begleitung mit. Er traf wirklich wieder den Gegenstand seiner Neugier und selbst seiner Verehrung an und grüßte ihn als einen alten Bekannten. Nun sprach er, wie ist es denn seitdem mit dem Spiel gegangen? — Bald Gott, bald ich, gab der Spieler zur Antwort; wie eben das Glück zu wechseln pflegt. — Und spielen Sie denn heute auch? — Ja Mylord, wir haben schon einige Partien gemacht. — Und auf welcher Seite ist heute das Glück? — Auf meiner Seite. Ich habe so eben Gott zum

sechstenmal matt gemacht. — Und wie viel gewinnen Sie da? — Fünfhundert Guineen. — Das ist ein schöner Gewinnst. Wer bezahlt sie denn aber? — Sie, Mylord, und zwar auf der Stelle. So wie mir Gott jemand zuschickt, wenn ich verliere, um das Geld in Empfang zu nehmen; so schickt er mir auch jemand, wenn ich gewinne, um es zu bezahlen. Er ist hierin äußerst pünktlich, das kann ich Ihnen versichern. Seine Wahl ist heute auf Sie gefallen; Sie werden also hoffentlich keine Umstände machen.

Der Prälat war weit mehr erstaunt als das erstemal. Jetzt sah er wohl, wen er vor sich hatte. Erst hatte er den Spieler für einen Narren, dann für einen Heiligen gehalten; jetzt zeigte sichs, daß es ein Spitzbube war. Der Erzbischoff stand unbewafnet vor ihm; der Gauner zog einen Dolch unter seinem Rock hervor; es half da nichts, die fünfhundert Guineen mußten auf der Stelle in Banknoten bezahlt werden.

Das Billet an Lottchen.

Ein Page hatte eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten verabredet; er mußte aber wider Vermuthen um die Person des Fürsten bleiben, weil diesem eine Unpäßlichkeit zugestoßen war. Er schrieb daher in der Eile voll Mißmuth folgende Paar Zeilen an sie: "Liebes Lottchen, erwarten Sie mich heute nicht; denn ich kann nicht kommen, weil ich bei dem alten Sch . . . . bleiben muß.„ Er steckte das Billet offen in den Sack, weil er nicht Zeit fand, es zuzumachen. Der Fürst forderte Thee; die Kanne war heiß, der Page zieht ein Papier aus der Tasche, um sie damit anzufassen. Es war unglücklicher Weise das Billet an Lottchen, und da er es wieder einschieben wollte, fiel es auf die Erde und der Fürst hob es auf und las es. Als der Page wieder herein kam, befahl er ihm, sich an den Schreibetisch zu setzen, weil er ihm ein Billet diktiren wollte. Der Page setzte sich ohne Böses zu ahnden hin, und der Fürst diktirte: Liebes Lottchen. — Eine Feuerröthe überzog bei diesen Worten des Pagen Gesicht; er sagte aber nichts und schrieb. — Heute kann ich nicht kommen, weil ich bei dem alten Sch . . . . bleiben muß. — Hier sprang der Page auf, fiel vor den Fürsten auf die Knie und bat um Gnade. — Nur fort ge-

schrieben, sprach der Fürst, nur fort. Alles Bitten war vergeblich, der Page mußte wieder an den Schreibetisch und der Fürst diktirte fort. — Und morgen kann ich leider wieder nicht kommen, weil mich der alte Sch . . . . . auf die Wache setzen läßt. Jetzt schreibe deinen Namen darunter, sprach der Fürst, und zu gleicher Zeit rief er den Wacht habenden Officier herein und ließ ihn auf die Hauptwache führen. Das Billet aber schickte er durch einen Hofbedienten unverzüglich dem lieben Lottchen zu, damit sie nicht vergeblich warten möchte. — Der Page seiner Seits war froh, daß er so gnädig durchgekommen war, und zog von jener Zeit an kein Papier mehr aus der Tasche, ohne es vorher anzusehen und zu lesen.

Mittel nicht alles Geld zugleich zu verspielen.

Ein leidenschaftlicher Spieler erdachte eine ganz sonderbare Art sich es unmöglich zu machen, sein sämtliches baares Geld auf einmal zu verspielen. So oft er nämlich etwas gewonnen, oder sonst eine Bezahlung eingenommen hatte, warf er sein Geld unter einen Haufen Reisbüschel, den er in einer Kammer ver-

schlossen hielt. Wenn er nun Geld brauchte, mußte er erst seine Büschel schütteln, und die Mühe und Zeit, die das erforderte, erlaubte ihm nie, alles auf einmal zu nehmen, und es blieb immer noch etwas für seine übrigen Bedürfnisse zurück.

Der englische Toast.

Die Engländer sind bekanntlich gewaltige Trinker; wenn sie gewisse Gesundheiten (Toast) ausbringen, so müssen diese aus vollem Pokal von ihren Gästen mitgetrunken werden und da ist keine Gnade. Eine solche Gesundheit wurde von dem Doktor Thorius, einem französischen Gelehrten, zugebracht, der bei ihm speisete. Der Franzos nippte ein wenig an dem unsinnig grossen mit Portowein gefüllten Glase, und wollte es durchaus nicht austrinken. Da half aber keine Entschuldigung, er mußte sich nolens volens dazu bequemen, denn alle Gäste unterstützten den Wirth in seinen Rechten. Endlich trank er, aber nur unter der Bedingung, daß auch Thorius die Gesundheit, die er ihm zubringen würde, auf seine Weise mittrinken sollte. Das wurde versprochen, und nun ließ der Franzose den ausgetrunkenen Pokal sogleich mit Wasser füllen und brachte dem Doktor Thorius

eine Gesundheit zu. Der Doktor saß da wie vom Donner getroffen; er protestirte feierlichst wider das Wasser und erbot sich, drei noch grössere Gläser Wein dafür zu trinken. Aber umsonst; sein Wort war gegeben; es mußte gehalten werden. Der arme Doktor seufzte, daß es einen Stein erbarmte, er setzte tausendmal das Glas an den Mund, und schauderte immer wieder zurück. Zur Stärkung seines Muths rief er alle Kernstellen aus den griechischen und römischen Dichtern zu Hülfe, die ihm einfielen, und so brachte er zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft beinahe einen halben Tag zu, bis er mit dem verwünschten Glas Wasser fertig wurde.

Der todte Maler.

Ein vornehmer Mann, der gewohnt war, sehr lange Besuche zu machen, meldete sich an der Thür eines Malers, der seine Zeit besser als zu solchen Unterhaltungen anzuwenden wußte. Der Bediente antwortete, sein Herr sey zu Hause und er wolle ihn gleich ansagen. Da kam er aber übel an. Was, fuhr ihn sein Herr an, du hast diesem langweiligen Menschen gesagt, ich sey zu Hause? Ich kann und will ihn einmal nicht sprechen. Gehe nur hinaus

und sage, ich sey krank. Der Bediente richtete seinen Auftrag aus, aber der Fremde ließ sich nicht abweisen; er wollte den Kranken besuchen und ihn seiner Theilnahme versichern. Ach, sagte der Bediente, er ist so schlecht, daß er mit niemand sprechen kann. — Das thut nichts; ich würde mir es nie vergeben, wenn ich in dem Hause eines so lieben Freundes gewesen wäre und ihn in seiner Krankheit nicht besucht hätte. — Nun so gedulden Sie sich nur noch einen Augenblick. — Herr, fuhr er in das Zimmer zurück, der verwünschte N. läßt sich nicht abweisen; ich habe ihm gesagt, Sie seyen so schlecht, daß Sie mit niemand sprechen könnten; aber er will durchaus herein. — Nun so sage nur, ich sey todt. — Der Bediente machte ein höchstbetrübtes Gesicht, und hinterbrachte seufzend die traurige Nachricht. Aber es half nichts; auch den Todten wollte der lästige Mensch sehen, ihm die Augen zudrücken und ihn mit Weihwasser besprengen. Der Maler hatte kaum Zeit, sich in sein Bett zu werfen, so stand er schon in seinem Zimmer. Die Augen waren bereits geschlossen, sie brauchten also nicht mehr zugedrückt zu werden. Dafür aber kniete sich der Fremde, der die Verstellung des Malers schon lange gemerkt hatte, an dem Bette nieder, segnete den Todten ein, verrichtete ein stundenlanges Gebet an seinem Bette, goß am Ende

einen ganzen Kessel voll Weihwasser über seinen Kopf und ging damit seiner Wege.

Das Candidaten-Exämen.

Bei den Prüfungen der Candidaten ereignen sich oft gar sonderbare Auftritte, weil sichs öfters ergibt, daß der Examinator so unwissend ist als der Candidat. Brown, ein englischer Geistlicher, war auf einer Universität gewesen; aber von den gelehrten Sprachen verstand er bloß die lateinische. Er wollte sich in Chester ordiniren lassen, und wurde von dem Caplan des Bischoffs examinirt, denn die Bischöffe gelangen meistens zu ihrer Würde in einem Alter, wo sie ihr Griechisch und Latein ziemlich vergessen haben. Brown wurde abgewiesen, weil er kein Griechisch verstand. Er empfand großen Kummer darüber und studirte griechisch mit allem Fleiße. Als er sich wieder in Chester zur Ordination einstellte, traf er denselben Cerberus wieder an, der schon das erstemal so unsanft mit ihm umgegangen war; er besorgte die nämliche Strenge, und bat den Bischoff, welchen er persönlich kannte, seine Prüfung selbst zu übernehmen. Der Bischoff hätte es gerne verbeten, aber die besondern Umstände ließen ihm keinen Ausweg, wenn er

seine

seine Ehre retten wollte, er mußte zur Prüfung schreiten. Brown sollte aus dem Kirchengebetbuche einen der Hauptartikel der englischen Kirche ins Griechische übersetzen. Das war ein Donnerschlag! Indeß las er den ersten Satz englisch her und versuchte ihn überzutragen. Zufälligerweise wußte er die beiden ersten Worte, aber beim dritten stockte er. Nun sagte der Bischoff, können Sie nicht weiter? Brown gestand seine Schwäche und bat Sr. Herrlichkeit, ihm einzuhelfen. Das konnte der Bischoff nicht; er rief: überhüpfen Sie nur das Wort und sagen Sie mir das nächste. Brown merkte, daß sein Examinator eben so wenig griechisch verstand, als er selbst, und ersuchte Se. Lordschaft inständig, ihm nur den ersten Satz einzuhelfen, weil er dann gewiß im Stande seyn würde fortzufahren. Da der gute alte Mann die Schwierigkeit nicht überwinden konnte, ohne seine Unwissenheit zu verrathen, so sagte er: "geben Sie mir das Buch her!" Er gab dann vor, daß er solche kleine Schrift nicht lesen könnte und versicherte, daß an dem ersten Satze nichts läge, er sollte nur den zweiten übersetzen. Brown stockte abermals. Der Bischoff klingelte seinem Bedienten, und ließ sich erst eine Brille und dann ein Kirchengebetbuch mit größerer Schrift bringen: aber nichts wollte verfangen, er konnte heute nichts

sehen. Brown hatte nun völlige Gewißheit, daß Mylord Bischoff kein größerer Grieche sey, als er selbst und faßte Muth. Er übersprang den ersten Satz, wie ihm befohlen war; dann stolperte und polterte er über den andern mit einer Menge seltsam klingender Worte, denen er griechische Endungen gab. "Immer weiter,, rief der Bischoff. Brown erreichte auf diese Art das Ende ohne ferneren Anstoß. Der Bischoff war sehr zufrieden und bezeugte wiederholt sein Erstaunen, daß sein Caplan so dumm seyn konnte, einen Mann, dem das Griechische so fließend von dem Munde ging, der Unwissenheit in dieser Sprache zu beschuldigen. Brown wurde sofort ordinirt.

Die bestrafte Eitelkeit.

Unter der Regierung des letzten Königs von Frankreich, kam ein Neffe des Königs von Marocco als Gesandter seines Oheims nach Paris. Er wurde mit den größten Ehrensbezeigungen aufgenommen und die angesehensten Großen beeiferten sich ihm zu Ehren Feste anzustellen. Diesen Umstand benutzten einige Spaßvögel mit einem gewissen Pferdehändler Namens Septenville eine drollige Komödie zu spielen. Dieser Pferdehändler war reich, aufgeblasen von sei-

nem Vermögen und dabei ein wenig einfältig und sehr eitel. Er hatte ein sehr schönes Landgut in der Nähe von Paris. Dahin beredeten sie den Pferdehändler, den Prinzen zu invitiren, und dieß wurde ihnen eben nicht schwer bei seiner Eitelkeit, und der Hofnung, die er sich machte, ächte Pferde aus der Barbarei durch den Neffen des Königs von Marocco zu erhalten. Daß der Prinz die Einladung nicht annehmen würde, davor war keinem von ihnen bange; sie hatten angesehene Freunde bei Hof, und dann hatte der Prinz schon selbst, wie sie sagten, den Wunsch geäußert, Septenvilles schönes Landhaus zu sehen. Er wurde also invitirt und alle Anstalten zu einem prächtigen Empfang wurden gemacht. Bald kam die fröhliche Nachricht, daß Ihro Excellenz die Einladung angenommen, und sich entschlossen hätten, einen ganzen Tag auf dem Landgut zuzubringen. Alles wurde nunmehr von dem Pferdehändler aufgeboten, einem so vornehmen Gast und seinem eigenen Hause Ehre zu machen. Mit grossen Kosten wurden von Paris die berühmtesten Tonkünstler verschrieben, die angesehensten Hofleute, die beliebtesten und schönsten Opernsängerinnen eingeladen. Auf den Abend wurde ein Feuerwerk bestellt, und das Haus und der ganze Garten sollte illuminirt werden. Daß der Schmauß allen übrigen Anstalten entsprach, läßt

sich leicht denken. An dem benannten Tag erschien endlich der Herr Abgesandte mit seinem ganzen Hofstaat in einem prächtigen Staatswagen. Er wurde auf das beste aufgenommen. Man machte ihm die schmeichelhaftesten Complimente, die er alle durch einen Dolmetscher beantwortete. Man bat ihn zu singen, und weil er eine gute Stimme hatte, so sang er recht schön und mit vielem Anstand. Es wurde gespielt; die Gesellschaft wurde munter und man überließ sich ganz der Freude. Der Pferdehändler kannte sich nicht vor Vergnügen. Er war ausser sich. Voll Respekt für seinen vornehmen Gast unterstand er sich nicht sich neben ihn an den Tisch zu setzen, sondern blieb mit einer Serviette auf dem Arm hinter seinem Stuhl stehen und machte sich eine Ehre daraus ihn zu bedienen. Die Gäste wurden immer munterer, die Freude immer rauschender. Allein was geschah? Gegen drei Uhr morgens erschienen auf einmal zwei Gerichtsdiener mit Wache und arretirten den angeblichen Maroccanischen Gesandten im Namen des Königs. Der Pferdehändler sah jetzt aus dem Spottgelächter und den witzigen Bemerkungen seiner Gäste, daß ihn Spaßvögel zum besten gehabt hatten. Er wurde ganz wüthend. Der Abgesandte, sein Gefolge, die Gerichtsdiener und die Wache, dieß alles war erdichtet; von den invitirten Gä-

sten waren aber die meisten mit dem Pferdehändler auf dem Glauben, sie hätten wirklich den Maroccanischen Gesandten vor sich, denn die Aehnlichkeit der Person, die ihn spielte, war täuschend. Der arme Pferdehändler aber hatte nicht nur den Verdruß, daß er eine große Summe Geld umsonst verschleudert hatte, sondern er wurde auch noch die Fabel und das Gespötte von ganz Paris.

Eine Diebsgeschichte.

In großen Städten, wie z. B. London und Paris, sind die Diebe unerschöpflich an Erfindungen, Leute aller Art um ihr Eigenthum zu betrügen. In Paris bediente sich ein solcher Gaudieb folgender List, das Magazin eines reichen Juden zu plündern, der mit Goldstoffen und Seidenwaaren handelte. Er kam vor seine Thür mit einer prächtigen Equipage und von einigen Bedienten begleitet angefahren. Der Jude, der den Wagen vor seinem Hause halten sah, lief eiligst heraus, empfing ihn mit vielen Complimenten, und führte ihn in seinen Laden. Herr Levi, redete der Gauner ihn an, ich bin ein Neffe des Herrn Weihbischoffs, der mir den Auftrag gegeben hat, eine Altardecke und ein Meßgewand für seine Kirche auszuwäh-

len. Sie kennen meinen Oheim; Sie wissen also, wie bei ihm bezahlt wird. Ich setze aber bei meinem Einkauf eine kleine Bedingung, flüsterte er ihm ins Ohr, indem er ihn auf die Seite zog. Sie müssen nämlich Ihre Einrichtung so machen, daß ich zwei vollständige Kleider, die ich brauche, unentgeltlich für mich bekomme. Ich habe hier meinen Schneider mitgebracht, der, wenn Sie wollen, alles gleich mitnehmen kann. Ohne Anstand, antwortete Jud Levi, ohne Anstand. Ich habe die Ehre Ihren Herrn Oheim zu kennen und habe schon mehr Geschäfte mit ihm gemacht. Und was nun Ihre Bedingung betrift, so finde ich durchaus nichts dagegen einzuwenden. Nun wohl also, sagte der Gauner, so lassen Sie sehen, was Sie schönes haben. — Der Jude brachte seine reichsten Goldstoffe und der Neffe des Herrn Weihbischoffes suchte das schönste und kostbarste davon aus, und legte es auf die Seite. Dann kam auch die Reihe an seine beiden Kleider. Am Ende ließ er über alles eine Note machen und bat den Kaufmann, ihm einen von seinen Leuten mitzugeben, um das Geld sogleich in Empfang zu nehmen. Es stieg der Bruder des Juden mit in den Wagen, und alle freuten sich schon, daß sie diesen Tag einen so guten Schnitt gemacht hatten. Die Kutsche hielt vor dem Hause des Herrn Weihbischoffs. Ein Bedien-

ter sprang vom Wagen, um sie zu melden. Die Antwort war, der Herr Weihbischoff sey in der Kirche im Beichtstuhl beschäftiget. Sein angeblicher Neffe wußte das wohl und hatte eben deswegen diese Stunde gewählt. Wir fahren in die Domkirche, sagte er zu dem Juden, weil doch die Sachen für die Kirche gehören; mein Oheim könnte leicht nach der Beichte Besuche machen, und sobald nicht wieder nach Hause kommen. Sie sollen sogleich mit ihm sprechen, und wenn die Sache abgemacht ist, so soll Sie mein Wagen wieder nach Hause führen. — Sie stiegen also vor der Domkirche ab. Sobald sie drinnen waren, fuhr der Wagen mit allem was darinnen lag davon. — Der Neffe ging indessen mit dem Juden zu dem Beichtstuhl, und wartete bis er leer wurde. Er bat den Hebräer sich nur einen Augenblick zu gedulden, bis er seinem Oheim die Sache vorgetragen habe. Er trat nun allein in den Beichtstuhl, und meldete bei dem Weihbischoff einen Juden, der sich taufen lassen und zur christlichen Religion übertreten wollte. Ich bin gleich zu Ihren Diensten, antwortete der Geistliche; ich habe nur noch einige wenige Personen zur Beichte zu hören, dann können wir über eine Sache von so großer Wichtigkeit mit desto besserer Muße sprechen. Diese Antwort wurde sogleich dem Juden gebracht, der

sich recht gerne gefallen ließ, noch ein wenig zu warten. Als alle ausgebeichtet hatten, winkte ihnen der Weihbischoff. Der Gauner ließ den Juden hintreten, und stellte ihn dem Herrn Oheim als die Person vor, die in der bewußten Angelegenheit mit dem Herrn Weihbischoff zu sprechen verlangte. Dieser that nun erst mancherlei Fragen an den Hebräer über seinen Namen und seine Familie: ehe er aber Zeit hatte auf alles zu antworten, war der Gauner schon zum Tempel hinaus. Erst als der Weihbischoff ihn fragte, ob er denn ernstlich gesonnen sey, das Judenthum abzuschwören und zur christlichen Religion überzutreten, erwachte ein schrecklicher Verdacht in ihm. Er sah sich nach seinem Begleiter um, der fort war. Wo ist Ihr Neffe, fragte er schreyend den Weihbischoff. Bei der Armee, antwortete dieser ruhig. Was wollen Sie denn von meinem Neffen? War denn der Herr, der mich bei Ihnen meldete, nicht Ihr Herr Neffe? — Nichts weniger, ich kenne den Menschen gar nicht. Er sagte, Sie wollten sich zur christlichen Religion bekehren. — Ach ich armer unglücklicher Mann; meine reichen Stoffe, meine kostbaren Tücher. Wo ist die Kutsche, wo ist die Kutsche. — Indem er dieß sagte, lief er wie ein Besessener auf die Thür zu, wo sie ausgestiegen waren; aber der Wagen war fort. Und da er nicht aufhörte

mit einem unanständigen Geschrei in der Kirche herum zu laufen, so trieb ihn endlich der Schweitzer, welcher die Wache hatte, mit seiner Hellebarde zum Tempel hinaus. — Von den Gaunern, die ihn so listig betrogen hatten, und ihrer Equipage, hat man aber seitdem nie mehr etwas gesehen noch gehört.

Gerechtigkeit und Friede.

Ein großer Monarch ließ das Hauptthor seines Pallastes durch eine Figurengruppe von Bildhauerarbeit verschönern. Sie stellte Gerechtigkeit und Friede vor, wie sie sich einander umarmen und küssen. Ach sehen Sie, sprach einer von den Hofleuten, der seinen Regenten gut kannte, zu einem seiner Freunde, hier umhalsen sich Gerechtigkeit und Friede, sie geben einander den Abschiedskuß, und sagen sich Lebewohl auf ewig.

Die verfehlte Versöhnung.

Der Dichter Lafontaine lebte in Unfrieden mit seiner Frau; er trennte sich von ihr und kam nach Paris. Seine Freunde sahen ungern diesen häuslichen Zwist. Sie machten ihm Vorstellungen und beredeten ihn, in seine Provinz zurück zu reisen und sich mit seiner Gattin auszusöhnen. Er ging auch wirklich mit der Landkutsche ab, und kam wohlbehalten an einem Sonntag Morgens in seiner Stadt an. Sobald er ausgestiegen war, ging er nach Hause und zog an der Glocke. Eine Magd, die erst vor kurzem angenommen worden war, und ihn nicht kannte, öffnete ihm die Thür. Er fragte nach Madam Lafontaine und erhielt zur Antwort, sie sey in der Kirche. Das ist mir leid, sagte er, ohne sich zu nennen und ging indessen zu einem Freunde, der ihn mit Freuden empfing, ihn sogleich beim Essen behielt, Nachts beherbergte und mit einem Wort so gut bewirthete, daß er nicht mehr an seine Frau dachte. Zwei Tage darauf ging die Landkutsche wieder nach Paris zurück. Lafontaine ließ einen Platz für sich bestellen, und langte im besten Wohlseyn, ohne seine Frau gesehen zu haben, in der Hauptstadt an. Seine Freunde machten ihm sogleich ihren Besuch und erkundigten sich, ob er sich wirklich mit seiner Gattin ausgesöhnt habe?

Das war meine Absicht, gab er zur Antwort; aber ich habe sie nicht zu Hause angetroffen; sie war in der Kirche.

Der Schatz im Traum.

Zu Bedale in Yorkshire träumte die Tochter eines Bierwirthes, daß wenn sie anderthalb Meilen weit von der Stadt in einen gewissen Garten ginge, so würde sie unter einem Bienenstock einen Topf mit Geld finden. Sie erzählte das ihrem Vater, der darüber lachte. Sie träumte denselben Traum zum zweitenmal und bat den Vater, mit ihr zu gehen; aber er wollte nichts davon hören. Als sie den nämlichen Traum zum drittenmal gehabt hatte, und ihrem Vater anlag, sie zu begleiten, wurde er gar böse. Zwei Taglöhner in der Wirthsstube hörten das mit an, und versprachen ihr, ohne des Vaters Wissen, mitzugehen, wenn sie niemand etwas davon sagte. Man ging die folgende Nacht. Das Mädchen versicherte in der Folge vor Gericht, sie wäre nie vorher an dem bezeichneten Orte gewesen, habe ihn aber, durch den Traum belehrt, genau gefunden. Die beiden Männer gruben unter dem Bienenstock nach, und stießen auf einen Topf, den das Mädchen deutlich sah. Aber die Schelme sagten, es sey

nur eine Scherbe, thaten dann, als ob sie Geräusch hörten und warfen das Loch wieder zu. Man entfernte sich eiligst, weil das Mädchen sehr erschrocken war. Die Taglöhner begleiteten die Träumerin wieder nach Hause und gingen dann allein in den Garten zurück, wo sie das Geld wegnahmen. Das Mädchen schwieg über den Vorfall. Aber sie bemerkte bald darauf, daß die Taglöhner in sehr guten Umständen zu seyn schienen, und daß einer von ihnen seiner Tochter eine Aussteuer von 50 Pfund (500 Gulden) gab. Sie schöpfte Verdacht und entdeckte jetzt ihrem Vater was sie gethan hatte. Er zeigte es dem Friedensrichter an, der zugleich Grundherr war. Dieser verhörte die Taglöhner und brachte das Geständniß aus ihnen, daß sie 500 Pfund (5000 Gulden) Geld und eine goldene Schaumünze gefunden hätten. Der Friedensrichter ließ sich die Schaumünze zeigen; sie schien etwa 20 Pfund (200 Gulden) werth zu seyn. Er bedeutete ihnen dann, daß alles was in einer gewissen Tiefe der Erde gefunden würde, ihm als Grundherrn angehöre, daß er sich aber mit der Schaumünze begnügen wolle, wenn sie von dem übrigen Gelde dem Mädchen etwas abgeben würden. Sie gaben ihr nicht mehr als fünf Guineen, welches der Vater für zu wenig hielt, weil seine Tochter den Schatz eigentlich gefunden hatte. Er fing

deshalb einen Prozeß mit den Taglöhnern an; da er aber keinen andern rechtlichen Anspruch nachweisen konnte als einen bloßen Traum, so verlor er den Handel, und kam durch die ansehnlichen Gerichtskosten, die er bezahlen mußte, beinahe an den Bettelstab. Man hat noch viele andere Beispiele von dergleichen Träumen, deren Zusammenhang mit den Folgen für die Menschen ewig in Dunkel gehüllt bleiben wird.

Friedrich der Große und Voltaire.

Während Voltaire am Berliner Hofe war, reisete ein Engländer durch die Stadt, der ein ungeheures Gedächtniß hatte. Der König wollte sich mit Voltairen einen Spaß machen und sehen, wie weit das Gedächtniß des Engländers reichen würde. Er ließ ihn daher kommen, und hinter eine Tapete verstecken, denn eben an diesem Tage, wollte Voltaire dem König ein neues Gedicht vorlesen, mit dem er eben fertig geworden war. Voltaire erwartete darüber das verdiente Lob; der König aber nahm eine empfindliche Mine an, und fragte Voltairen, wie er sich unterstehen könne, ein Gedicht von einem andern, das schon vor acht Tagen ein Engländer vor ihm declamirt habe, für eine neue und eigene Arbeit auszugeben.

Voltaire betheuerte bei Gott, daß er erst diesen Morgen damit fertig geworden sey. Nein, nein, sprach der König, so hintergeht man mich nicht. Ich will Ihnen beweisen, daß Ihre Verse aus einer ganz andern Feder geflossen sind. Er befahl sogleich einem Pagen den Engländer zu rufen, mit welchem er die ganze Rolle verabredet hatte. Gut, daß Sie noch da sind, sprach er, so bald er zur Thür herein trat, declamiren Sie mir doch nochmals das Gedicht, das ich vor einigen Tagen aus ihrem Munde gehört habe, denn hier ist ein Herr, der es für seine Arbeit ausgibt, und behauptet, er sey erst diesen Morgen damit fertig geworden. Der Engländer hatte nicht ein Wort verloren; er declamirte auf der Stelle die Verse Sylbe für Sylbe, wie er sie aus des Verfassers Mund gehört hatte. Voltaire schlug sich, in dem Bewußtseyn dem König die reine Wahrheit gesagt zu haben, vor die Stirne und konnte nicht begreifen, wie zwei Dichter in einem so langen Gedichte die nämlichen Gedanken mit den nämlichen Worten ausgedrückt haben sollten. Er versicherte hoch und theuer, daß die von ihm vorgelesenen Verse ganz gewiß seine eigene Arbeit seyen, und daß der Teufel dem Engländer die nämlichen Worte müsse eingegeben haben. Der König ergötzte sich auf solche Art lange an seiner Verlegenheit; endlich brach

er in ein lautes Gelächter aus, und erzählte Voltairen den Schwank, den er ihm gespielt hatte. Voltaire konnte über das ungeheure Gedächtniß des Engländers, der zu seiner Ueberzeugung noch mehr Proben ablegte, nicht genug staunen, und nahm sich vor, sich künftig auf solche Weise nicht mehr irre machen zu lassen.

Die Kieselsuppe.

Zwei Jesuiten kamen um die Mittagsstunde in ein kleines Dorf in der Normandie, und sprachen in einem Bauerhaus ein. Der Bauer und die Bäuerin aber waren auf dem Felde; sie trafen niemand an, als einige Kinder. Das war nun den hungrigen Herren nicht sehr lieb; es war kalt und sie hätten gerne etwas warmes gegessen, die Kinder aber konnten ihnen nichts geben als Brod. Alles was sie sonst verlangten, das hatten die Kleinen nicht, wenigstens sagten sie so. Aber eine Suppe können wir doch machen, sprachen die Jesuiten. Womit wollen Sie sie denn machen, sagte der Knabe, es ist ja nichts zu Hause. O laß dir das nicht leid seyn, war die Antwort; wir machen eine excellente Suppe aus Wasser und Kieselsteinen. — O wenn das ist, Kieselsteine gibt es hier genug und auch Wasser und Feuer. —

Gut, weiter verlangen wir nichts; holt uns nur schnell einige schöne, große, saubere Kieselsteine und laßt uns machen. — In einem Augenblick waren die Kinder mit einem ganzen Korb voll Kieselsteine wieder da. Drei der schönsten wurden davon ausgewählt, sauber gewaschen und in einen Topf mit Wasser gelegt. Indeß der eine von den Reisenden dieses Geschäfte besorgte, hatte der andere schon ein lustiges Feuer angeschürt, an welches der Topf zugesetzt wurde. Es stand nicht lange an, so fing das Wasser an zu sieden. Die Bauerkinder waren begierig, ob die Steine weich werden würden; sie langten alle Augenblicke mit dem Kochlöffel in den Topf, aber umsonst, die Kiesel blieben hart. Es muß das Wasser nichts taugen, sprachen die Jesuiten, gebt uns doch ein wenig Salz, wir wollen es hinein werfen, dann wird es besser gehen. Das Salz wurde hinein gestreut, der Topf kochte fort, aber die Kiesel wurden nicht weicher. Ich weiß nicht, wo es heute fehlt, sprach der Koch; jetzt wollen wir es noch mit einem Stück Butter probiren. Schafft uns doch ein Stück Butter, ihr Kinder, es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Steine nicht weich werden sollten. — Die Kinder, welche immer begieriger wurden, ob die Sache gut thun würde, brachten ein großes Stück Butter, das so-

gleich

gleich in den Topf geworfen wurde, aber mit eben so schlechtem Erfolg. Jezt schien den Reisenden die Gedult auszureissen, und sie wurden ärgerlich. Noch ein einziges Mittel weiß ich, sprach der eine, wenn das nicht hilft, so müssen wir unsere Kocherei für heute aufgeben. Geht, liebe Kinder, geht in den Garten und seht, daß ihr uns ein wenig Kerbelkraut, Petersilie und eine Zwiebel auftreibt, wenn das nicht gut thut, so ist weiter nichts zu machen. Diese Kunst gelingt uns doch sonst so gut und gerade heute, da wir so hungrig sind, will sie nicht gerathen. Bald kamen die Kinder mit einer großen Menge solcher Kräuter und einigen Zwiebeln zurück. Die Jesuiten putzten sie und warfen sie in den Topf. Das Wasser kochte fort, aber ohne Erfolg. — Unsere Sache ist heute nichts, sprachen die Köche; eure Kieselsteine müssen zu hart seyn; bei uns kochen sie sich weicher. Vielleicht geben sie aber doch eine gute Brühe, laßt sehen. — Wahrhaftig sie ist excellent, da versucht sie nur einmal, ob sie nicht schmeckt wie die beste Fleischbrühe. Die Kinder versuchten sie und konnten sich über den guten Geschmack nicht genug wundern. Das ist aber noch alles nichts, fuhren die Reisenden fort, wenn wir einige Eyerschalen könnten mitsieden lassen, dann solltet ihr sehen. Kinder habt ihr keine unzerbrochenen Eyerschalen. — Nein, aber in dem Hahnenstall liegen ein Paar

ganze Eyer. — Nun so holt sie geschwind, aus ganzen Eyern sind bald Schalen gemacht. — Die Kinder brachten drei schöne Eyer. Die Reisenden pickten sie oben und unten an und bliesen sie in den Topf aus. Die ausgeblasenen Schalen aber legten sie oben darauf und rührten alles mit dem Kochlöffel wohl herum. Dann schnitten sie eine Schüssel voll Brod und ließen zum leztenmal die Brühe damit aufkochen. Indessen deckten die Kinder, die immer begieriger auf den Ausgang wurden, den Tisch, und nun wurde angerichtet. Die Eyer halfen zu nichts mehr, sie wurden also weggeworfen. Die Kieselsteine aber blieben auf dem Boden der Schüssel liegen. Die Kinder mußten mitessen, und sie gestanden, daß sie in ihrem Leben keine so gute Suppe gegessen hatten. Das Mädchen lief sogar fort und holte einige Nachbarsleute herbei, die von der Suppe wundershalber kosten mußten. Keiner wollte glauben, daß es eine Kieselsuppe sey. Die Kinder langten aber mit dem Löffel die Steine aus der Schüssel heraus, und nun war die Sache klar. Von dem Salz, der Butter, den Kräutern, den Eyern, wurde nichts gedacht, und so ward im ganzen Dorfe die Sache als ein Wunder ausgeschrieen. Beim Weggehen schenkten die Reisenden die drei Kieselsteine den Kindern, die sie sorgsam in ein Läppchen wickelten, um auch ihrer Mutter noch eine Suppe davon zu kochen.

Der mitleidige Bediente.

Höre Johann, sagte ein gewisser Baron zu seinem Bedienten, ich habe einen hübschen jungen Mops geschenkt bekommen; aber es sind ihm die Ohren noch nicht verschnitten, du mußt sie ihm abschneiden. — Ganz wohl, gnädiger Herr! — — Den folgenden Tag ließ sich der Baron den Hund zeigen. Aber was hast du denn gemacht; du hast ja dem Hunde nur ein ganz klein wenig von den Ohren abgeschnitten? — Ich weiß es wohl, versezte Johann; ich wollte nur das arme Thier auf einmal nicht so sehr quälen, sondern sie ihm nach und nach abschneiden.

Der Mißverstand.

Ein anderer Bedienter lud einen Herrn zum Mittagessen bei seiner Herrschaft ein. — Ich werde die Ehre haben aufzuwarten, sagte der Eingeladene. — Ich bitte um Verzeihung, versezte der Bediente, Sie scheinen mich nicht recht verstanden zu haben; ich werde aufwarten, Sie aber sitzen bei Tische.

Das unwirksame Versprechen.

Willst du den kleinen Jungen in Frieden lassen, rufte ein Vorübergehender einem kleinen Gassenschwengel zu, der einen noch kleineren Knaben mißhandelte. Warte Schlingel, du sollst ein Paar Ohrfeigen bekommen, daß du an mich denken wirst. — Und wenn ich zwei Paar bekäme, so wartete ich nicht, versezte lachend der Taugenichts, und hüpfte davon.

Der Strassenräuber.

Ein Irländischer Bischoff brachte im Jahr 1783 einige Tage bei Lord Darlingthon auf dem Lande zu. Des Abends vor seiner Abreise, ehe sie zu Bette gingen, sagte ihm Lord Darlingthon, er müsse den folgenden Tag in die nächste Stadt fahren, um funfzehnhundert Pfund Sterling zu erheben. Der Bischoff fragte ihn, ob er sich nicht vor Räubern fürchtete. Ach nein, sagte Lord Darlingthon; da bin ich ganz ausser Sorgen, denn ich führe immer eine scharf geladene gute Flinte bei mir. Sie sprachen noch eine kurze Zeit darüber und nahmen sodann Abschied. Den folgenden Morgen sezte sich der Bischoff sehr frühe zu Pferd, und ritt nach Hause. Einige Stunden nachher wollte auch Lord Darlingthon seinen Wagen besteigen.

Der Bediente brachte ihm seine Flinte, sagte ihm aber dabei, die Ladung sey heraus, ob er gleich gewiß wisse, daß er sie den Tag vorher geladen hatte. Man fragte im ganzen Hause nach, wer das gethan habe, aber vergeblich. Es liegt nichts daran, sprach der Lord; lade sie nur aufs neue, und stelle mir sie in den Wagen. Das geschah, der Wagen fuhr ab, und der Lord kam wohlbehalten in der Stadt an, und erhob sein Geld. Nicht so gut ging es aber auf dem Rückweg. Er wurde von einem Menschen angehalten, der ihm mit einer Pistole in der Hand und einem Flor vor dem Gesichte seinen Geldsack abforderte. Lord Darlingthon that, als ob er Anstalt machte das Geld hervorzulangen, ergriff aber unversehens seine Flinte und jagte dem Räuber eine Kugel durch den Kopf. Er sprang jezt mit seinem Kammerdiener aus dem Wagen, und besichtigte den Räuber. Wie groß war aber nicht sein Erstaunen, als er in ihm den Herrn Bischoff erkannte, der sich erst gestern Abends bei ihm verabschiedet hatte. Er verbot seinen Leuten, von der Sache zu sprechen, und begnügte sich, in dem nächsten Zollhause die Anzeige zu machen, daß er einen Strassenräuber erschossen habe. Seine Begleiter hielten aber nicht reinen Mund, und die Sache wurde ruchbar. Zur Entschuldigung des Bischoffs konnte man nichts sagen, als daß er sich vielleicht mit dem Lord

einen Spaß habe machen wollen. Aber auch in diesem Fall büßte er nicht unverdient seinen Vorwitz mit dem Leben, denn mit Verbrechen läßt sich nicht spielen.

Das aufgemalte Portrait.

Ein berühmter Maler war begierig, ein Bildniß Luthers von Lucas Kranach zu sehen, welches bei der Einäscherung einer Kirche unversehrt geblieben war. Man führte ihn dahin; er war aber erstaunt, ein Gesicht voll neuer, heller und greller Farben zu finden. Als er nach der Ursache fragte, sagte der Küster: da diese ganze Kirche neu aufgepuzt, gemalt und vergoldet worden ist, so haben die Herrn Kirchenvorsteher auch dieses berühmte Bildniß frisch aufmalen lassen. Der Künstler schwieg; da er sich aber weiter umsah, erblickte er Melanchthons Bild noch ganz mit den alten Farben. Er fragte lachend, warum man denn dieses Bild nicht auch neu aufgemalt habe. O, versezte der Küster, Kenner versichern, es sey das nur eine Kopie; man hat daher die Kosten nicht daran wenden wollen.

Der gehenkte Ehemann.

Ein Mann bekam im Trunk Händel mit seiner Frau, und schlug sie auf eine so grausame Art, daß er sie für todt liegen ließ. Der Rausch und der Zorn des Mannes verging aber bald darauf. Jezt sah er zu spät ein, was er gethan hatte, und was die Folgen davon seyn würden. Er gerieth in Verzweiflung, und hing sich mit dem nächsten besten Strick an der Stubendecke auf. Kaum war das geschehen, so erholte sich die Frau wieder. Sie sah ihn noch zappeln, kroch zu ihm hin und zog aus allen Kräften an seinen Füßen, damit er desto schneller erdrosseln möchte. Indem sie aber so an ihm zerrte, riß der Strick; der Gehangene fiel herab, und ehe eine Viertelstunde verging, hatte er sich ganz wieder erholt. Die Frau erzählte ihm jezt ganz treuherzig den Liebesdienst, dem sie ihm geleistet hatte, und hierüber gerieth der Mann von neuem in solche Wuth, daß er ihr die Schlinge um den Hals warf und sie an den nämlichen Nagel aufhing, an den er kurz vorher selbst gehangen hatte. Er zog sie aber nicht an den Füßen; der Strick hielt also, und sie mußte so elendiglich ihren Geist aufgeben.

Der künstliche Sprung.

In einem Ungarischen Narrenhaus befand sich einst der Verwalter ganz allein mit einem Narren auf dessen Zimmer. Unversehens ergriff der Narr ein Messer, sezte es dem Verwalter auf die Brust und drohete, es ihm ins Herz zu stoßen, wenn er sich nicht kurz entschliessen würde, mit ihm drei Stock hoch zum Fenster hinaus zu springen. Der Verwalter war nicht der stärkere, und der Narr sezte ihm hart zu; aber er wußte sich durch seine Geistesgegenwart doch zu helfen. Ha, ha, sagte er, du möchtest gerne einen Geniesprung machen. Nun das ist brav; ich habe gerne Leute, die sich hervorthun. Ich will dir aber noch einen gescheuteren Vorschlag machen. Von einem Fenster herab zu springen, ist eben nichts so gar Außerordentliches, das haben schon viele gethan. Wir wollen daher lieber hinunter gehen, und von der Strasse zum Fenster hinauf springen, darüber werden sich die Leute weit mehr wundern. — Da haben Sie recht, antwortete der Narr; wir wollen von der Strasse in die Stube herauf springen, da werden die Leute aufschauen. Sie gingen frisch hinab. Jezt da der Verwalter außer Gefahr war, rief er die Vorübergehenden herbei, um zuzuschauen. Kaum aber war das Personale stark genug, so wurde der Narr gebunden, und wieder in gute Verwah-

rung gebracht. Auch wurde ihm von jener Zeit an kein Messer mehr unter den Händen gelassen.

Der Brautwerber, wie es wenige gibt.

Ein reicher Engländer, Namens Smith, hörte daß zu N . . . . ein Mädchen schön wie ein Engel, aber blutarm lebte. Er reisete kurz entschlossen hin, und hielt bei ihrer Mutter um sie an. Die Mutter antwortete nichts, und weinte. Ich sehe schon, sagte er, Sie wollen sich nicht gerne von Ihrer liebenswürdigen Tochter trennen; das ist ja aber auch nicht nöthig. Wir können ja beisammen leben. Die Mutter gab immer keine bestimmte Antwort; er wendete sich also mit seinem Antrag an die Tochter. Sie schlug mit vielem Anstand seine Hand aus. Er drang in sie, sie fing an zu wanken; er fragte weiter, und sie bekannte ihm, daß sie schon einen Geliebten habe. Desto besser, sagte Smith, so sind Sie doch wenigstens durch Ihren Liebhaber glücklich, wenn Sie es nicht durch Ihren Mann sind. — Edler Mann, gab sie ihm zur Antwort; nein ich kann Sie nicht täuschen; ich muß Ihnen also frei heraus bekennen, daß . . . — Und was denn noch? . . . daß ich schwanger bin. Das ist ja scharmant, schrie Smith, so kommen Sie durch mich doch wieder zu Ehren. — Sie beschämen mich, sagte

das Mädchen; das ist zu viel. Ich bin innigst gerührt von Ihrer Güte; ich kann nun aber einmal ohne meinen Karl nicht leben. — Ey wer sagt denn, daß Sie ohne Ihren Karl leben sollen; er zieht mit Ihnen in mein Haus, und wird der Vater unserer Kinder. — Das Mädchen konnte sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen. Sie fragte ihn, was ihn denn veranlaßte, sich auf eine so seltsame Weise zu verheirathen. Ich bin reich, sagte er, und ich will eine Frau und Kinder haben. Schon längst habe ich keine Hofnung mehr, durch mich selbst welche zu bekommen; die Kinder meiner Frau sollen aber die meinigen seyn. Sie sollen an mir den treuesten Gatten haben; denn eine Krankheit hat mich ausser Stand gesezt Ihnen untreu zu werden. Ich lebe bloß noch durch mein Herz; versagen Sie mir nun, wenn Sie können, unter solchen Umständen das Ihrige. — Er hatte Recht. Sie wurde seine Frau, gebar ihm einen Sohn, machte ihn glücklich, und entsagte freiwillig ihrem Geliebten, um nur für ihr Kind und ihren Gatten zu leben.

Der Hochzeitgast.

Ein Schmarozer in einer großen Stadt, der bereits sein eigenes Vermögen verschwendet hatte, erdachte ein vortrefliches Mittel, beinahe

alle Tage ohne Kosten vollauf zu leben. Er ging des Morgens im größten Staat in die Kirche, und sobald ein Brautpaar mit einem etwas zahlreichen Gefolge herbei kam, um sich trauen zu lassen, so schloß er sich an den Zug an. Nach der Trauung ging es dann zum Essen, und er sezte sich ganz dreist mit zu Tische. Der Bräutigam glaubte, er sey ein Anverwandter seiner Braut, und die Braut, er gehöre unter die Verwandten des Bräutigams. Alle übrigen Gäste hatten ihn mit dem Zug in der Kirche und am Altar gesehen, also stieg ihnen weiter kein Zweifel auf. Diesen allgemeinen Irrthum benuzte der Schmarozer; er war nichts weniger als schüchtern, sagte allen Frauenzimmern Schmeicheleien, unterhielt die Männer durch interessante Gespräche, und vergaß sich selbst am allerwenigsten. — Schon verschiedene Jahre lang hatte er dieses Spiel mit dem besten Erfolg getrieben; jezt aber mußte es sich unglücklicher Weise treffen, daß ein Gast in einer Woche schon zum drittenmal bei drei verschiedenen Hochzeitschmäußen mit ihm zusammen kam. Dieß war ihm auffallend. Er ging also zu ihm hin und fragte ihn, von welcher Seite er denn mit dem jungen Brautpaar verwandt sey? Von der linken Seite, antwortete er, mit einer tiefen Reverenz, und indem er das sagte, machte er links um, und wischte zur Thür hinaus. Zum Glück wurde diese indis-

crete Frage erst beim Nachtisch an ihn gethan, und er hatte sich bereits satt gegessen.

Die corrigirte Ode.

Zu dem berühmten Dichter Malherbe kam ein anderer kleiner Dichter, mit einer Ode an den König, die er ihn zu durchlesen, und zu corrigiren bat. Malherbe sah sie durch. An dieser Ode, sagte er, fehlen nur noch wenige Worte, dann können Sie sie ohne alles Bedenken übergeben. — Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben, sie beizuschreiben? — O ja, mit Vergnügen. — Malherbe nahm eine Feder und setzte unter die Ueberschrift: An den König, noch hinzu: den Hintern zu putzen. Hierauf legte er das Papier wieder sauber zusammen, und gab es dem Dichterling zurück, der es ungelesen einsteckte, und sich unter tausend Danksagungen mit vielen Reverenzen empfahl.

Der abgestrafte Bediente.

Eben dieser Malherbe hatte eine ganz eigene Art seinen Bedienten abzustrafen. Er gab ihm nämlich alle Jahr zwanzig Thaler Lohn, und täglich nach unserm Geld, zwölf Kreuzer Kost-

geld, welches für jene Zeit schon ziemlich viel war. Hatte nun der Bediente einen Fehler gemacht, so ließ er ihn kommen, und redete ihn auf folgende Art an: Hör er, mein Freund, wer seinen Herrn beleidigt, der beleidigt Gott; wer aber Gott beleidigt, der muß durch Fasten und Almosen Vergebung für seine Sünde zu erlangen suchen. Ich behalte daher für seinen lezten dummen Streich, sechs Kreuzer von seinem Kostgeld zurück, und gebe sie in seinem Namen den Armen.

Der getröstete Parlamentsrath.

Einst machte Malherbe einen Besuch bei einem Parlamentsrath. Die ganze Familie war sehr niedergeschlagen, und es schienen Thränen vergossen worden zu seyn. Malherbe erkundigte sich nach der Ursach ihrer Betrübniß. Guter Gott, sagte der Parlamentsrath, ist es denn nicht äußerst betrübt, daß nun schon zum zweitenmal unsere künftige Königin mit einem todten Prinzen niederkommt? Was? erwiederte Malherbe, und deswegen weinen Sie! Da seyn Sie ganz ruhig, es wird Ihnen gewiß nie an Herren fehlen.

Der Besuch vor der Thür.

Derselbe Dichter hatte eine enge und ziemlich schlechte Wohnung. Sechs oder sieben Strohstühle und einige Tische und Schränke, machten seinen ganzen Hausrath aus. Dagegen hatte er aber eine ausgebreitete Bekanntschaft, und wurde von den Freunden der schönen Litteratur sehr stark besucht, so daß sein Zimmerchen oft ziemlich voll und alle Stühle besetzt wurden. So bald er nun sah, daß kein Platz mehr leer war, wurde die Stubenthüre verschlossen, und wenn ein neuer Besuch sich meldete, so schrie er ihm durch das Schlüsselloch zu: warten Sie nur ein wenig, es sind jetzt keine Stühle mehr da. — Gemeiniglich war alsdann einer von seinen schon anwesenden Gästen so höflich, daß er Hut und Stock nahm, sich empfahl, und dem neuen Gast vor der Thür Platz machte.

Der erfüllte Traum.

Unter vielen auffallenden Träumen, die in der Folge auf eine höchst unbegreifliche Art eintrafen, erzählt man sich auch folgenden. Einem angesehenen Engländer, dem Lord Littleton, träumte, daß eine gewisse Madam Armfield, deren beide Töchter er verführt hatte, ihm erschiene

und unter andern voraussagte, er würde an einem bestimmten Tage um zwölf Uhr sterben. Er träumte dieß mehrmals, war aber ein ausschweifender, leichtsinniger Mensch, der aller ernsthaften Sachen spottete und es sich zur äussersten Schande gerechnet haben würde, von einem Traum Gelegenheit zum Nachdenken herzunehmen. Doch hatte er sich den Tag gemerkt, welchen der Traum bezeichnete. Er lud eine Gesellschaft seiner lustigen Freunde zum Frühstück ein, und befand sich um eilf Uhr so gesund und wohl, daß er ausrief: Ha, ha, wenn ich nur noch eine Stunde länger lebe, so hab' ich das Gespenst betrogen. Innerhalb einer Viertelstunde wurde er unpäßlich. Es verschlimmerte sich mit ihm zusehends, und um zwölf Uhr starb er.

Pagenstreiche.

Der Oberpräsident des Pariser Parlaments hatte Geschäfte in Versailles. Bei dieser Gelegenheit suchte er auch dem König seinen Respekt zu bezeugen, er fand sich daher in dem großen Vorsaal ein, wo in gleicher Absicht sich schon viele andere Personen versammelt hatten, setzte sich indessen, bis der König vorbei ging, auf eine Bank an der Wand, und lehnte sich mit dem Kopf an die Wand. Ein Page sah

ihn in dieser Positur und hatte den Einfall, seine Perrücke mit einer Nadel an die Tapete anzuheften. Sein Schelmstück gelang ihm auf das beste: einen Augenblick darauf kam der König. Der Präsident fuhr auf; seine Perrücke aber blieb an der Wand hangen, und er stand vor dem ganzen Hof mit seinem kahlen Kopfe. Der König lächelte; der Präsident aber verlor die Fassung nicht. Gnädigster König, sprach er, ich glaubte diesen Morgen nicht, daß ich Sie heute kahl wie ein Chorknabe complimentiren würde. Sie sehen wohl, daß sich einer von Ihren Pagen durch meine Perrücke hat einen Namen machen wollen. — Der König erkundigte sich nach dem Thäter, und er wurde ihm sogleich genannt; so bald aber die Untersuchung anfing, wischte der Schelm zur Thür hinaus. Indeß wurde ihm durch den Hofmarschall angedeutet, daß er sich nicht unterstehen sollte, dem König eher wieder unter die Augen zu kommen, als bis er den Präsidenten würde um Verzeihung gebeten haben. Dazu verstand sich auch der Page ganz willig; es hatte aber die Sache bei ihm keine Eile. Er wartete bis Nachts um zwölf Uhr; dann sezte er sich zu Pferd und sprengte mit einigen seiner Kammeraden vor das Absteigquartier des Präsidenten, wo alles schon in tiefem Schlafe lag. Er machte da ein so entsezliches Gepolter, daß die ganze Strasse in Bewegung kam. Des Präsidenten

denten Leute liefen an das Fenster, und fragten, was der Lärm mitten in der Nacht zu bedeuten habe, und ob das eine Manier sey, an der Glocke so unsinnig zu reissen? Wir kommen in Aufträgen des Königs an den Herrn Präsidenten, war die Antwort; die Sache ist pressant, wir müssen sogleich gemeldet werden. Die Bedienten hinterbrachten das ihrem Herrn, und aus Respect für den König, stand er sogleich auf, that seinen sammetnen Präsidenten-Talar an, und setzte seine Allonge-Perrücke auf. In diesem Staat empfing er den Abgesandten in seinem besten Zimmer. Sobald er aber den Pagen erblickte, ahndete ihm gleich nicht viel Gutes. Auch hatte ihm dieser durchaus nichts zu sagen, als daß er auf Befehl des Königs käme, ihn um Verzeihung zu bitten, daß er gestern seine Perrücke an die Wand angeheftet habe, und die übrigen Herrn bloß als Zeugen mitgekommen seyen. — Schon gut, schon gut, antwortete der Präsident; die Sache hätte so gar sehr nicht pressirt. Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen.

Vergnügt über den glücklichen Erfolg seines neuen Schwankes, kehrte der Page nach Hause zurück, und stellte sich des Morgens ganz dreiste wieder vor die Augen des Königs. Der König fragte ihn, ob er seinen Befehl vollzogen habe, und die Antwort war: ja! Auf welche Art aber die Sache geschehen war, das

erzählten die andern Hofleute. Der König zuckte die Achsel, und sagte nichts. Man glaubte es würde eine neue Klage einlaufen, aber der Präsident schwieg, denn er wußte wohl, daß es dem Diener nicht ziemt zu zürnen, wo der König lacht, und dann besorgte er, daß der letzte Betrug leicht ärger werden dürfte, als der erste und der zweite.

Das verlorne Haus.

Ein Edelmann lebte mit seiner Frau sehr eingezogen in Nimes. Er war arm und geitzig. Er führte einen sehr mageren Tisch, und beide trieben die Sparsamkeit so weit, daß sie, um das Licht zu sparen, Tag für Tag nach dem Abendessen ausgingen und Besuche in der Nachbarschaft machten. Das Feuer auf dem Kamin wurde indessen zusammengekehrt, und mit einer Stürze zugedeckt, damit sie ihr Licht nach ihrer Zurückkunft wieder anzünden konnten. Ihnen gegenüber wohnte ein anderer Edelmann, der wegen seines lustigen Humors bekannt war, und in ganz freundschaftlichen Verhältnissen mit diesen Leuten lebte. Er hatte schon lange ihr regelmäßiges Ausgehen Abends nach dem Essen bemerkt, und nahm sich vor, sich eine Lust mit ihnen zu machen. In dieser Absicht bestellte er auf einen bestimmten Tag Maurer mit Back-

steinen, Kalk und allem ihren Handwerksgeräthe zu sich, und ließ Abends seinem Nachbar, sobald er mit seiner Frau ausgegangen war, die Hausthür zumauern. Da der Arbeitsleute mehrere waren, so wurden sie gar bald fertig, und ehe der Abendbesuch zu Ende ging, war schon alles wieder weggeräumt, und niemand entdeckte eine Spur von dem was vorgegangen war. Jetzt erwartete der Edelmann mit einigen guten Freunden den Erfolg seines Schwankes am Fenster. Sie durften nicht lange vergeblich stehen. Mit dem Schlag zehn Uhr erschien das traute Ehepaar vor dem Hause. Eine Magd leuchtete ihnen bis an die Hausthür, und kehrte dann wieder um. Die Dame suchte in ihrem Sack indessen den Hausschlüssel; sie wollte aufsperren, aber da war keine Thür zu finden. Was ist denn das, sagte sie, wo ist denn unsere Hausthür? Sind wir denn irre? — Der Mann suchte ebenfalls nach seiner Thür und fand sie nicht. Sie muß weiter unten seyn, sagte er. Warte nur einen Augenblick, ich will nachsehen.

Was tausend, fuhr er fort, man kann doch mein Haus nicht auf dem Rücken fortgetragen haben; warum finde ich denn nicht die Thür. Nein das geht einmal nicht mit rechten Dingen zu. Es kann ja aber doch nicht der Satan mit davon gefahren seyn. Komm einmal, mein Schatz, wir wollen mit dem Eckhaus anfangen

und alle Häuser durchgehen. Hier wohnt der Buchhändler A. Da wohnt der Zuckerbäcker B. hier der Seiler, hier der Bäcker, hier ist des Nachbars Kramladen, hier wohnt der Buchbinder, hier der Doktor Doral und hier sollten wir wohnen; aber unser Haus ist fort. Es ist doch meine Tage zwischen des Doktors Doral und des Schneiders Murphi Haus gestanden, jetzt finde ich zwar recht gut diese beiden Häuser; aber wo ist unseres hingekommen? Was sollen wir jetzt in der Nacht hier auf der Strasse anfangen, und was wird man sagen, wenn man morgen erfährt, was uns begegnet ist? Wir müssen doch in einer unrechten Strasse seyn oder uns sonst geirrt haben, sprach die Frau. Es kann doch niemand unser Haus mitten unter den andern Häusern herausgenommen haben. Gehen wir nochmals an die Ecke um uns ein wenig zu orientiren. Indem sie so gingen, begegnete ihnen ein Nachbar. Lieber Herr Nachbar, sprachen sie, wissen Sie denn nicht, wo unser Haus hingekommen ist, da kehren wir von einem Abendbesuch nach Hause zurück, und können nirgends unser Haus finden. — Was tausend, verliert man denn ein Haus wie ein Taschenmesser? Sie werden nur in der finstern Nacht irre geworden seyn. Kommen Sie, ich will mit Ihnen gehen. Sehen Sie, hier wohnt der Doktor und hier ist Ihr Haus. Es steht ja fest auf seinem Fleck. — Ja das meynen

Sie, aber die Thür, die Thür! — Nun, wo das Haus ist, da ist auch die Thür nicht weit; hier muß sie seyn. — Ist aber nicht da. — Nun das ist doch seltsam. Wo ist denn die Thür hingekommen? Ist sie denn verrückt, oder sollte auch ich irre geworden seyn. Lassen Sie uns doch das nächste Haus untersuchen. Ganz recht, hier wohnt der Schneider Murphi; es kann also nicht fehlen, Ihr Haus steht in der Mitte. — Aber wo ist es denn, sprach die Frau in einem weinerlichen Ton. — Je nun, das Haus ist da, aber den Eingang finde der Satanas, der hier sein Spiel haben muß. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich will Licht verlangen. He, Herr Nachbar, Herr Nachbar (er klopfte an den Laden des Schneiders, der schon zu Bette lag) — hier läßt sich niemand hören. Schellen wir bei dem Doktor (auch hier schien niemand mehr wach zu seyn) oder warten Sie, ich habe eine Laterne in meinem eigenen Haus. Der Mann holte eine Laterne. Indessen bis er kam, war auch der Schneider aus dem Bette gesprungen, und des Doktors Leute kamen an das Fenster und fragten, was man wolle. Die armen Leute erzählten, was ihnen begegnet sey, und baten um Licht. Nun sagte der Schneider, das ist doch das erste Mal in meinem Leben, daß ich ein verlornes Haus mit der Laterne suche. Ich will Ihnen aber gerne ein Licht anzünden. Des Doktors Leute

brachten auch Licht, und in demselben Augenblick kam auch der erste Nachbar mit einer Laterne. Jetzt untersuchten sie gemeinschaftlich das Haus, und nun zeigte sich bald, was für ein böser Streich den armen Leuten gespielt worden war. — Haben sie ihnen, hol mich, straf mich, das Haus zugemauert, lachte der Schneider. Ha ha, ha ha! das ist nun doch ein wenig drollig. Wer wohl das gethan haben mag. Ein anderes Gelächter hinter ihnen, und viele lärmende Stimmen entdeckten ihnen den Thäter. Der Edelmann, von dem der Schwank veranstaltet worden war, hatte mit einer Gesellschaft guter Freunde die ganze Scene mit angesehen und angehört. Er gab sich jetzt als den Urheber zu erkennen und bat tausendmal um Vergebung. Die Maurer waren alle noch in seinem Hause: in wenigen Minnten war die Thür wieder aufgemauert; die geängstigten Eheleute schlüpften schnell hinein, und waren froh, daß sie doch glücklich ihre Heimath erreicht hatten. Dem Edelmann konnten sie aber den Streich, den er ihnen gespielt hatte nie vergeben, und zwar um so weniger, da die Geschichte den andern Tag in der ganzen Stadt bekannt wurde, und sich jedermann auf ihre Kosten darüber lustig machte.

Der gedoppelte Irrthum.

Der Graf Stachelberg war russischer Gesandter am polnischen Hofe, wo er sich durch Stolz und Herrschsucht auszeichnete. Zu jener Zeit wurde auch der Baron Thugut von dem deutschen Kaiser nach Warschau als Gesandter abgeordnet, und bald nach seiner Ankunft erhielt er seine erste Audienz. Er wurde in einen großen Saal eingeführt, in welchem er in einem Armstuhl gravitätisch eine Person sitzen sah, um welchen die polnischen Großen ehrerbietig herum standen. Der Baron Thugut hielt diese Person für den König, trat ehrerbietig zu ihm hin und hielt seine Anrede. Es war aber nicht der König, sondern der Graf Stachelberg, der ihn getrost fortreden ließ, bis er fertig war. Jetzt erst erfuhr der Baron, daß er sich in der Person geirrt habe, und schämte und ärgerte sich nicht wenig über sein Versehen. Abends wurde er von dem König mit dem Grafen Stachelberg zu einem Spiel eingeladen. Gleich nach der ersten Partie warf der Baron von Thugut eine Karte aus. Herz-König rief er. Sie irren sich, sprach der König, es ist der Valet. — Potz tausend, sagte der Baron, ich bitte Euer Majestät tausendmal um Vergebung; ich weiß nicht wo ich seit gestern meinen Kopf sitzen habe. So begegnet mir es doch heute schon zum zweitenmal, daß ich einen

Valet (Diener) für einen König ansehe *). — Der Graf Stachelberg, der sonst selten um eine Antwort verlegen war, wußte dießmal nichts zu sagen, und biß sich stillschweigend in die Lippen.

Die bestellte Perrücke.

Ein armer englischer Dorfpfarrer aus der Provinz Kent, der übrigens ganz lustigen Humors war, kam einmal zu einem Perrückenmacher in der nächsten Stadt und bestellte sich eine Perrücke. Der Perrückenmacher saß eben mit seiner Frau zu Tische und hatte eine herrliche Schöpsenkeule vor sich stehen, die so eben aus dem Ofen gekommen war. Er invitirte den Pfarrer, sich zu ihnen zu setzen, und mit ihrem Wenigen vorlieb zu nehmen. Der Pfarrer ließ sich das nicht zweimal sagen, er nahm Platz und war sehr vergnügt über die Freundlichkeit und die gute Bewirthung dieser Leute, die auch sehr gutes Bier führten, welches der Herr Pastor sich sehr wohl schmecken ließ. Nach dem Essen wollte er sich wieder empfehlen; der Perrückenmacher aber erinnerte ihn, daß er vergessen habe, sich das Maas zu der Perrücke

---

*) Sie sprachen französisch. Er sagte: C'est la seconde fois qu'il m'arrive aujourd hui de prendre un valet pour un roi. Es klingt das nicht ganz so beleidigend wie im Deutschen.

nehmen zu lassen. Ich weiß es wohl, sagte der Pfarrer; Sie haben mich aber so gut bewirthet, daß ich ein Ungeheuer seyn müßte, wenn ich Sie anführen wollte. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich kein Geld habe, und nicht gesonnen war, die bestellte Perrücke jemals zu bezahlen. Jetzt aber, da ich Sie als einen so braven Mann kenne, will ich mir sie lieber bei einem andern anmessen lassen, der mich nicht so freundlich bewirthet.

Die Beichte.

In Turin ereignete sich unlängst eine sehr auffallende Scene in einer Kirche. Es war in der Fastenzeit, zu Anfang Februars, wo die Tage noch kurz sind. Ein sehr beliebter Prediger, der aber nie fertig werden konnte, vertiefte sich in einer Vesperpredigt so sehr in seinen Text, daß es schon finstere Nacht war, als er sein Amen aussprach. Seine Rede hatte von der Buße gehandelt, und hatte auf die Zuhörer einen solchen Eindruck gemacht, daß nach dem Schluß ein Mann aufstand und um die Erlaubniß ansuchte zu sprechen. Sogleich wurde alles stille. Dieser Mann, den man im Finstern nicht recht erkennen konnte, erklärte jetzt mit bebender Stimme, daß er von der rührenden Predigt ihres allgemein verehrten

Seelsorgers so tief erschüttert worden sey, daß er den Drang in sich fühlte, sich hiermit laut für einen großen aber reumüthigen Sünder zu bekennen, und durch eine öffentliche Beichte seiner Vergehungen Gott und die ganze Gemeinde mit sich auszusöhnen. Ich bin ein Advocat, fuhr er mit bedächtlicher und vernehmlicher Stimme fort; ich bekenne vor Gott und der christlichen Kirche, daß ich viele von meinen Clienten betrogen und an ihre Gegner verkauft habe, ich habe mich bestechen lassen, habe mit der Gerechtigkeit gehandelt, habe schon in meiner Jugend meine Mutter geschlagen, und meinen Vater zu Tode geärgert, habe in der Folge Mädchen und Weiber verführt, meine Frau mißhandelt, meine Kinder verdorben, bin ganze Nächte in den Weinhäusern und schlechten Gesellschaften umhergefahren, bin betrunken nach Hause gekommen, und habe dieses Sündenleben den folgenden Tag immer von neuen angefangen. Dieß alles, fuhr er fort, und unzählige andere Bubenstücke, die ich begangen habe, sind mir herzlich leid. Ich beweine sie mit Thränen der Reue, ich verspreche vor der ganzen hier versammelten christlichen Gemeinde mich zu bessern, um ihr durch meinen künftigen Lebenswandel kein Aergerniß mehr wie bisher zu geben. Werde ich aber eidbrüchig vor Gott, so fordere ich jeden meiner hier vereinigten Brüder auf, gegen mich aufzutreten und

mich der Welt als einen nie zu bessernden Ausbund aller Laster darzustellen, der ich auch bis auf diesen Tag wirklich gewesen bin. Und damit niemand an mir irre werde, so erkläre ich hiermit zu meiner Demüthigung, und zum neuen Beweis der Aufrichtigkeit meiner guten Vorsätze, daß ich der Advokat Bonaventura bin und in der Carmeliterstrasse wohne. — O du Spizbube, schrie hier eine Stimme, haltet ihn fest den gottlosen Lügner, ich will ihm weisen was ihm gehört. Der Advokat Bonaventura bin ich, und alles was er da in meinem Namen vorgebracht hat, sind abscheuliche Verläumdungen. Aber warte nur Bube, das soll dir theuer zu stehen kommen. Haltet ihn fest, laßt ihn nicht entspringen, ich will ein schreckliches Exempel an ihm statuiren. — Der Herr Advokat Bonaventura schrie vergeblich. Sobald der Spaßvogel seine Stimme hörte, schlupfte er zum Tempel hinaus, und niemand hat seitdem erfahren, wer er war. Die Gemeinde aber wurde von dieser seltsamen Beichte um so mehr erbaut, da alle Umstände ganz in der Wahrheit gegründet waren und nur nicht so gar öffentlich erzählt werden durften.

Geldverschleuderung.

An dem ehemaligen französischen Hofe sahe man selbst bei Privatpersonen Beispiele von Verschwendung, wovon man anderwärts gar keine Begriffe hat. Ein Kammerdiener Ludwigs XIV. erhielt vom König 1000 Thaler für einen Ritt, den er von Compiegne, wo damals der Hof war, nach Paris machte. Mit diesem Geld lief er zu einem guten Freunde seines Gelichters, und nun wurde berathschlagt, wie sie die Summe mit einander anwenden wollten. Fürs erste wurde beschlossen, sich beide vom Kopf bis zum Fuß neu zu kleiden, und dann verabredeten sie, daß das Uebrige zu einer recht splendiden Mahlzeit angewendet werden sollte. Sie liefen also vordersamst in die Kaufläden, wo sie Tuch und was sie sonst nöthig hatten, abschneiden ließen, und dann gingen sie zu einem berühmten Speisewirth, und bestellten bei ihm auf den andern Tag eine ungeheure Menge frische Eyer, funfzig Schöpsenkeulen und hundert Karpfen. Der Wirth lachte über diese seltsame Bestellung, und fragte, ob sie denn ein Regiment traktiren wollten? Dufresney zog eine Hand voll Louisd'or' heraus, und ersuchte ihn, ganz unbekümmert zu seyn. Mit Tages Anbruch schickte letzterer daher gleich seine Leute aus, um die bestimmte Quantität Eyer zusammen zu bringen; auch ließ er die

verlangte Zahl Schöpsenkeulen und Karpfen zusammen schleppen. Um die Essensstunde erschien Dufresney mit seinem guten Freunde. Von allen diesen Eyern ließ er sich bloß eine Molkenpotage machen; von den Schöpsenkeulen schnitten sie bloß ihr Lieblingsstückchen heraus und von den Karpfen aßen sie nichts als die Zungen. Alles übrige ließen sie in ihrer Gegenwart unter die Armen vertheilen, zahlten dem Wirth seine Zeche und gingen zufrieden nach Hause.

Die Heirath aus dem Stegreif.

Eben dieser Dufresney war einmal seiner Wäscherin hundert Thaler schuldig, die sie durchaus nicht von ihm bekommen konnte. An einem Morgen kam sie und erklärte ihm kurz und gut, sie würde nicht mehr aus seinem Zimmer weichen, bis er sie bezahlt hätte. Gut, sagte er, bleibe nur hier, so lange du willst. Ich gehe indessen aus und komme erst in acht Tagen wieder. Wird dir aber das Warten zu lange, so hast du hier den Schlüssel, damit du auch zusperren kannst, wenn du gehst. Das Mädchen wurde jetzt böse und fing an, ihren Zorn in manchen Ehrentiteln gegen ihn auszulassen. Mein Gott, sagte Dufresney, was soll denn das aber bedeuten; du bist ja sonst nicht so hungrig nach deinem Geld? — Diesmal brau-

che ich es eben, sagte sie, weil ich heirathe. — Was mit hundert Thalern willst du dich verheirathen? — Nein das nicht. Ich habe auch noch tausend Thaler baares Geld. — Und wen willst du denn mit deinen eilfhundert Thalern heirathen? — Einen Bedienten, antwortete die Wäscherin. — Einen bloßen Bedienten? Weißt du was, bringe mir deine andern tausend Thaler, ich bin besser als ein Bedienter und ich heirathe dich selbst. Die Wäscherin war es gleich zufrieden; die Geschichte aber sagt nicht, ob es auch eine glückliche Ehe wurde.

Der bestohlne Pfarrer.

Einem Dorfpfarrer wurde ein Zimmer rein ausgestohlen, und allem Vermuthen nach, hatte den Diebstahl niemand anders als einige Schafe aus seiner Heerde begangen, die von dieser Seite sehr übel berüchtiget waren. Aller angewandten Mühe ungeachtet, konnte aber nicht heraus gebracht werden, wer den Schelmstreich verübt hatte. Dem armen Pfarrer blieb also nichts übrig als seinen Unmuth auf der Kanzel auszulassen, und das that er in der nächsten Sonntagspredigt. Euch ist weder Gott und Gottes Wort, noch seine Diener heilig, donnerte er von der Kanzel; ihr bestehlt Kirchen und Altäre. Und ihr, ihr wollt Christen seyn?

Ja ihr seyd mir schöne Christen. Ich möchte nur wissen, was unser Herr Jesus gedacht hat, daß er für solches Canaillenvolk wie ihr, gestorben ist.

Streit um des Kaisers Bart.

Zwei Soldaten schwatzten in einer schönen heitern Nacht mit einander an einem Fenster, und betrachteten mit Wohlgefallen den gestirnten Himmel. Ich möchte, sagte der eine, eine Wiese so groß wie der Himmel haben. Und ich, versezte der andere, ich möchte so viel Schafe haben, als Sterne am Himmel sind. — Nun, fragte der erste, und wo wolltest du denn mit allen diesen Schafen hin? — Ey nun, ich würde sie auf deiner Wiese grasen lassen. — Gehorsamer Diener, das würde ich schon nicht leiden. — Da würde ich dich wohl nicht lange fragen, du müßtest wohl. Der Streit ging weiter, und wurde immer hitziger; sie fingen an sich zu schimpfen, sie zogen vom Leder, hauten sich mit einander und der Besitzer der Wiese blieb todt auf dem Platz liegen.

Das verbotene Quartier.

Der berühmte Voltaire mußte wegen einer Satyre, die man ihm zur Last legte, auf Be-

fehl des Herzogs von Orleans, damaligen Regenten von Frankreich, ein ganzes Jahr lang in der Bastille schmachten. Unter mehreren schriftstellerischen Arbeiten, die seiner Muße im Gefängniß ihr Daseyn zu verdanken hatten, war auch ein Trauerspiel, das mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Dem Herzog von Orleans besonders machte es so viel Vergnügen, daß er sogleich den Verfasser nicht nur wieder auf freien Fuß stellen ließ, sondern ihm auch einen Jahrgehalt aussetzte. Voltaire ging daher nach Hof, um sich zu bedanken. Er wurde sogleich vorgelassen, und der Regent ertheilte ihm alles verdiente Lob. Führen Sie sich nur in Zukunft gut auf, sprach er zu ihm; für Ihr Fortkommen soll dann schon gesorgt werden. — Ich erkenne Euer königlichen Hoheit gnädige Fürsorge für mich, mit dem wärmsten Dank, antwortete Voltaire. Es ist mir sehr angenehm wenn Sie in Zukunft für meinen Tisch sorgen wollen; mit meinem Quartier aber muß ich unterthänigst bitten sich künftig nicht mehr zu beschweren.

Der Methodist und sein Junge.

Ein Methodist, der einen Höckerkram hatte, und folglich mit mancherlei Waaren handelte, hielt eines Tages mit seinem Burschen folgendes Gespräch:

Johann

Johann hast du Wasser unter den Brantwein gegossen?

Ja Herr.

Hast du Kreide unter den Farinzucker gethan?

Ja Herr.

Hast du kleine Steine und Reiser unter die Rosinen gemischt?

Ja Herr.

Hast du den Taback angefeuchtet?

Ja Herr.

Nun so komm in die Betstunde.

Unterschied zwischen einem Lust- und einem Trauerspiel.

Ein Jude saß auf dem Parterre in der Komödie. Man gab diesen Tag gerade ein Trauerspiel, und das war nicht nach dem Geschmack des Hebräers, zumal, da es im Ganzen genommen sehr schlecht aufgeführt wurde. Er äußerte daher laut sein Mißfallen gegen seinen Nachbar und erklärte, die Lustspiele gefielen ihm besser, weil er gerne lachte, und sich einen vergnügten Abend verschafte. Was machst du denn aber für einen Unterschied zwischen einem Lustspiel und einem Trauerspiel, erwiederte dieser, der den Juden in eine kleine Verlegenheit bringen wollte; gibt es doch auch Lustspiele in

denen man weint, und Trauerspiele, wo man lacht. Das ist betrübt genug, sagte der Hebräer. Merken Sie aber nur auf, wenn der Kerl das Mensch bekommt, so ist es ein Lustspiel, bekommt er es aber nicht, so ist es ein Trauerspiel.

Gott und die Mutter.

Rudere brav, Michel, ermunterte ein Schiffer seinen Sohn, mit welchem er an einem schwülen Sommertag den Main herauf fuhr, heute Abend, so Gott will, bekommen wir zu Hause Klöse. Ach, erwiederte der Sohn traurig, und wenn es Gott tausendmal will, und die Mutter will nicht, so bekommen wir doch keine.

Die belohnte Gastfreundschaft.

In den lezten Faschingstagen 1783, wollte eine Dame zu Vigerano, einer Festung in Piemont, einen Ball geben. Sie bat daher den Commandanten, ihr einige Soldaten zu schicken um Ordnung zu erhalten. Der Commandant gab ihr vier Grenadiere von dem Regimente der Königin. Die Dame war mit ihnen zufrieden; sie ließ ihnen reichlich zu essen und

zu trinken geben und nach dem Ball schenkte sie jedem einen großen Thaler. Die Grenadiere hatten jetzt Geld in der Tasche und Wein im Kopf. Einer von ihnen that den Vorschlag, zusammen nach Mailand zu gehen, und die übrige Faschingszeit dort zuzubringen. Gesagt, gethan. Ohne lange über die Folgen ihres Leichtsinns nachzudenken, der ihnen als eine Desertion angerechnet werden konnte, gingen sie mit Ober- und Untergewehr über den Tessino und befanden sich somit im Mayländischen, wo damals starke Banden von Banditen ihr Unwesen trieben. Sie gingen den ganzen Tag. Gegen Abend um vier Uhr aber sprachen sie in einem einsam liegenden Bauerhof ein, und baten um ein Nachtlager. Die Bäuerin nahm sie freundlich auf. Sie sagte ihnen, ihr Mann sey mit seinem Sohn in die Stadt gefahren, um sein Korn zu verkaufen; sie hoffe aber, er würde bald wieder da seyn, indessen wollte sie sie ersuchen, sich in die Scheune zu legen; sobald der Mann käme, würde er sie in das Haus holen, und gewiß gerne sein Abendessen mit ihnen theilen. Die Grenadiere ließen sich das gerne gefallen. Was die Frau versprochen hatte, das geschah. Sobald der Bauer vom Markte zurück gekommen war, holte er seine Gäste herein, und traktirte sie mit der größten Herzlichkeit, so gut er konnte. Noch saßen sie zusammen am Tisch, als auf einmal ein ent-

setzlicher Lärm im Hofe entstand. Die Bäuerin lief die Treppe hinauf und sah zum Fenster hinaus; kam aber den Augenblick wieder in der größten Angst herab. Ach Gott steh uns bey, jammerte sie, es sind die Banditen. Sie werden erfahren haben, daß mein Mann sein Korn verkauft hat und werden das Geld abholen wollen. Es stehen ihrer über zwölf im Hofe, und sie wollen die Thür einsprengen, wenn ihnen nicht sogleich aufgemacht wird. Die Grenadiere nahmen sich der wackern Leute sogleich an. Seyd unbesorgt, sprachen sie; ihr habt uns freundlich aufgenommen und das sollt ihr jetzt zu genießen haben. Habt ihr Flinten? Ja ich habe zwei Flinten, sprach der Bauer. Nun, sagten die Soldaten, so nehmt eine davon und gebt die andere eurem Sohn; wir haben auch unsere Gewehre, und sobald wir alle schußfertig sind, mag eure Frau in Gottes Namen die Thür öffnen. — Indessen wurde das Poltern und Schlagen an der Thür immer stärker. Die Soldaten winkten jetzt der Frau, sie schob den Riegel auf, und entlief; die Banditen drangen haufenweise hinein; zugleich aber fielen die sechs Schüsse auf sie; fünf oder sechs Diebe stürzten sogleich zu Boden, einige andere wurden von den Grenadieren mit ihren Bajonetten niedergerannt, die übrigen wurden gefangen genommen, gebunden und im Triumph nach Mayland geführt. Der Erzherzog Ferdinand ließ die

braven Leute vor sich kommen, und schenkte ihnen eine Börse mit funfzig Zechinen, und überdieß veranstaltete man noch in der Stadt eine Collekte für sie. Dieß alles gefiel den Grenadieren recht wohl; jetzt aber kamen sie erst zur Besinnung über ihr unbedachtsames Davonlaufen, und es wurde ihnen bange vor der Strafe. Aber auch hier wurde geholfen. Es befand sich damals ein Oberster von dem Leibregimente der Königin in Mayland auf dem Carnaval; der Erzherzog Ferdinand legte eine Fürbitte für sie ein; er schrieb gemeinschaftlich mit ihm an den König von Sardinien, der sie auch wirklich begnadigte, und so kamen sie reich an Geld und Ehre zu ihrem Regimente zurück.

Das ungleiche Duel.

Der Doktor Misaubin, ein französischer Arzt, bekam einst Händel mit einem englischen Arzte Namens Cheyne. Der Franzose war groß und mager, der Engländer aber war ungeheuer corpulent. Der Streit ging so weit, daß sie sich einander forderten. Die Sekundanten machten alle Anstalten; die beiden Partheien fanden sich auf einer Wiese ein, und rüsteten sich beide zum Kampf. Auf einmal aber fiel es dem Doktor Cheyne ein, daß sie nicht mit gleichem Vortheile fochten. Herr, sprach

er zu seinem Gegner, Sie sehen wohl, ich bin so dick, daß Sie mich unmöglich verfehlen können, Sie aber sind so hager, daß es eben so unmöglich ist, sie zu treffen; wir müssen doch vor allen Dingen die Vortheile unter uns gleich machen. Recht herzlich gerne, antwortete der Doktor Misaubin; wir dürfen nur mit Kreide die Breite meines Körpers auf den Ihrigen zeichnen; alle Stiche, die über die Linie hinaus gehen, sollen nichts gelten. Dem englischen Doktor gefiel das Expediens nicht. Die Sekundanten nahmen sich der Sache an, und alle waren der Meinung, daß es am besten seyn möchte, das Gefechte ganz einzustellen.

Noch eine Duelgeschichte.

Zu Paris lebte ein Gelehrter, Namens Cadet de Senneville. Des Morgens trieb er sich in den Kaffeehäusern herum, des Abends aber in der großen Welt. Er stolzirte steif einher, und wenn er vollends auf seinem Schimmel paradirte, so hielt er sich für einen sehr wichtigen Mann. Einst bekam er auf dem Kaffeehaus Streit mit einem andern Gelehrten. Herr Cadet verlangte Satisfaktion, und forderte ihn auf den andern Tag in ein Wäldchen, unweit Paris. Die Ausforderung wurde angenommen; der Geforderte aber war ein Spaß-

vogel und hatte nichts weniger im Sinn, als sich zu schlagen. Meine Herren, sprach er zu der Gesellschaft, als sein Gegner fort war, wenn Sie einen Spaß mit ansehen wollen, so kommen Sie morgen in das Wäldchen; es soll sie nicht gereuen. Das geschah auch wirklich; die ganze Gesellschaft ging den folgenden Tag zur festgesetzten Stunde in das Wäldchen. Noch nicht lange waren sie da, so kam auch Herr Cadet auf seinem Schimmel herangeritten, den er bestens herumtanzen und Männchen machen ließ. Er band sein Pferd an einen Baum, und äußerte seine Befremdung, eine so starke Gesellschaft hier anzutreffen. Alle gestanden ihm, daß sie gekommen seyen um das Duel mit anzusehen. Beide Partheyen zogen sogleich den Degen, und Cadet stellte sich in Positur; sein Gegner aber that, als ob er etwas vergessen hätte; er ging zu dem Baum hin, wo das Pferd angebunden war, machte es geschwind los, schwang sich hinauf, setzte ihm die Absätze in die Seite und lenkte um. Ich empfehle mich ganz gehorsam Herr Cadet, schrie er ihm zu, leben Sie wohl, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich bin zu Fuß gekommen, es ist billig, daß ich rückwärts reite. Lassen Sie sich auf dem Rückweg die Zeit nicht lange werden, und stecken Sie Ihren schönen Degen geschwind wieder ein, damit er bei dem feuchten Wetter nicht rostig wird. Ganz gehorsamer

Diener, meine Herren. Und fort war er. Die Gesellschaft begleitete ihn mit einem lauten Gelächter, und der verhöhnte Eisenfresser stand betreten da, und wußte nicht, was er zu dem Spaß für ein Gesicht machen sollte, denn er sah wohl, daß die Lacher nicht auf seiner Seite waren.

Die Wunderkur.

In einem Orte bei Bagneres in Frankreich war vor der Revolution ein Marienbild, das ganz außerordentliche Wunder that. Dieses Marienbild wurde von Benediktinermönchen bedient, denen es kein geringes Einkommen verschaffte. Sie hielten daher immer eine gute Tafel und in ihrem Keller lag der herrlichste Wein. Einst bewirtheten diese wackern Mönche in ihrem Kloster einen Pariser, der Geschäfte mit dem Prior abzumachen hätte. Ueber Tische sprachen sie auch von ihrem Marienbilde und den erstaunlichen Wunderkuren, die es schon verrichtet hatte; allein der Pariser war ein Ungläubiger, der zu ihren Erzählungen nur lachte. Der Streit wurde immer hitziger; der Fremde beharrte in seinem Unglauben; die Mönche beriefen sich auf die Erfahrung; ihr Gegner wollte nichts glauben als was er selbst gesehen hätte. Meine Herren, sprach er, wenn Sie

sogar ungemeine Wunderkuren verrichten, warum kuriren Sie denn nicht auch den Bauern, der, wie ich heute gehört habe, in Ihrem Dorfe schon so lange an der Gicht krank liegt: eine solche Kur würde Ihnen Ehre machen. Die Mönche entschuldigten sich mit dem Unglauben des Patienten. O wenn es nur daran fehlt, sprach der Pariser, der einige Gläser Wein zu viel getrunken hatte, so verspreche ich Ihnen, denn Bauern noch diesen Abend, ungeachtet seines Unglaubens, auf die Beine zu bringen. Es wurde darüber eine Wette eingegangen. Der Pariser verlangte zu seiner Wunderkur nichts als einen Benediktinerhabit, in den er sich auf eine ganz seltsame Art vermummete. In diesem Aufzug ging er zu dem Patienten, den er ganz allein mit einem Mädchen antraf, das ihn abwartete. Er gab gleich bei seinem Eintritt dem Mädchen einen Auftrag, um sie zu entfernen, dann trat er auf eine bedeutende Art zum Bette hin, in welchem nun der Bauer schon seit achtzehn Jahren lag, und sagte zu ihm mit veränderter Stimme: Guter Freund, ich weiß, wie lange du schon leidest, aber du siehst in mir deinen Retter. Ich habe Macht und Willen dich von deinem kläglichen Zustand zu befreyen; aber mit deinem Blute mußt du dich mir verschreiben. — Wer sind Sie denn, fragte der Bauer ganz erschrocken. — Ich bin der Teufel, antwortete der Vermummte mit

einer entsetzlichen Stimme und fürchterlichen Grimassen. Der Bauer besann sich keinen Augenblick, er vergaß seine Krankheit, sprang aus dem Bett und rannte zu einer Hinterthüre hinaus in das Freye. Was gibt es denn, schrien ihm die Leute zu. — Ach der Teufel, der Teufel. — Und wo ist denn der Teufel? — Gleich hinter mir; rettet mich armen Mann, er will mich haben. — Jedermann wußte, daß der Bauer sich seit vielen Jahren nicht bewegen konnte. Als man ihn jetzt auf einmal im blanken Hemde durch das Dorf rennen sah, glaubte man, er sey rasend geworden. Einige handfeste Männer packten ihn; aber er war durch keine Gewalt wieder in sein Haus zu bringen. Sie führten ihn zu einem Nachbarn und erkundigten sich, was vorgefallen war. Der Pariser war indessen lachend in das Kloster zurückgekommen, und hatte den Mönchen den Erfolg seiner Maskerade erzählt. Man war besorgt um den Verstand des Kranken, es suchte ihn einer von den Benediktinern auf, um ihn zu beruhigen; sobald der Bauer hörte, daß er es nicht mit dem Teufel zu thun gehabt hatte, verließ ihn seine Angst; es stellte sich aber auch sogleich seine Krankheit wieder ein; er mußte das Bett nach wie vor hüten; aber dessen ungeachtet gewann der Pariser die Wette, weil er wirklich sein Versprechen gehalten und ihn auf die Beine gebracht hatte.

Der Fuhrmann und seine Pferde.

Ein Pfarrer besuchte einst im Spätjahr einen seiner Amtsbrüder. Die beiden geistlichen Herren waren sogenannte Pietisten, und jeder hielt sich für einen kleinen Heiligen. Der Reisende wäre gern recht bald eingetroffen, um mit seinem Herrn Collegen ein Liebesmahl einzunehmen, aber es hatte lange geregnet, und die Wege waren abscheulich. Der Kutscher gerieth in ein Loch und warf um. Der geistliche Herr kroch aus der Kutsche, so gut er konnte, und setzte sich einstweilen auf einen Stein, bis der Kutscher, unter der Beihülfe eines Bauers, der ihnen begegnete, den Wagen würde aufgerichtet haben; allein die Sache ging so leicht nicht. Zwar stand die Kutsche wieder, aber die Pferde wollten nicht anziehen. Endlich wurde der Kutscher ungeduldig. Herr, sprach er zu dem Pastor, wir müssen hier über Nacht bleiben, wenn Sie nicht aus dem Wege gehen. So lange Sie da sind, kann ich meine Pferde nicht vom Flecke bringen. — Und warum denn nicht? — Weil Sie das Fluchen nicht leiden wollen, und wenn ich nicht fluche, so gehen die Bestien nicht; ich sage Ihnen, wir kommen meine Tage nicht aus dem Loch. — Nun sagte der Pfarrer, wenn es ja nicht anders seyn kann, so fluche nur ein bischen; aber hörst du, so wenig als möglich. — Ihr Himmel tausend

Mord S . . . . fing der Kutscher an, wollt ihr gehen, und zog ihnen dabei einige gewaltige Hiebe mit der Peitsche . . . . . Die Pferde, die das Fluchen von ihrem Herrn schon gewohnt waren, merkten jetzt, daß es Ernst sey; sie strengten alle Kräfte an, und auf den ersten Zug war der Wagen aus dem Loche, und der Herr Pfarrer konnte seine Reise fortsetzen.

Die drei Racan's.

Zwei Freunde des bekannten Dichters Racan erfuhren, daß er einer gewissen Fräulein von Gourvoy, die seine Bekanntschaft zu machen wünschte, die Aufwartung machen sollte. Sie war von Natur sehr lebhaft, aber auch etwas hitzig, übrigens eine große Freundin der Dichtkunst und selbst Verfasserin von mehreren Gedichten. Deswegen war sie auch sehr begierig Racan kennen zu lernen. Sie ließ sich melden. Als ein Mann von Lebensart wollte aber Racan ihr zuvorkommen, und machte sich gefaßt, sie in ihrem Absteigquartier zuerst zu besuchen. Hierauf nun gründete sich der Schwank, den zwei gute Freunde ihm spielten. Der eine ging einige Stunden früher als Racan zu dem Frauenzimmer und gab sich für Racan aus. Er wurde auf das beste aufgenommen. Sie sprach viel von seinen Werken, und er ergoß sich in

laute Lobeserhebungen über ihre eigenen Gedichte, die er in der Ecke durchgeblättert hatte. Nach einer Viertelstunde nahm er Abschied, und verließ sie sehr vergnügt über ihre neugemachte Bekanntschaft. Kaum war er hinaus, so meldete man einen andern Herrn Racan. Sie glaubte, es sey der erste wieder, der vielleicht nur etwas vergessen habe, und machte sich schon auf ein Compliment gefaßt; es trat aber eine ganz fremde Person herein, und gab sich für ihren Freund Racan aus. Das Frauenzimmer wußte nicht, was sie denken sollte. Sie fragte ihn mehrmals, ob er wirklich Herr Racan wäre, und erzählte ihm, daß schon vor ihm ein anderer Racan da gewesen sey. Der Fremde konnte nicht genug darüber staunen; er war sehr böse, daß sich jemand erdreistet hatte, ihm einen solchen Streich zu spielen, und schwur, dem Spaßvogel Rache. Sein Zorn legte sich jedoch bald; er lobte die Dichterin noch mehr als der vorige, und sie war noch zufriedener mit ihm. Er wurde für den wahren und der andere für einen Pseudo-Racan gehalten. Kaum war er wieder gegangen, so erschien der Dichter Racan in eigener Person und ließ sich melden. Jetzt aber verlor die Dame die Geduld. Was, schrie sie, schon wieder ein Racan? sie fuhr ihn in einem stolzen Ton an und fragte ihn, ob er sie zum Besten haben und sich lustig über sie machen wollte. Racan war ohnehin

kein fertiger Redner; und er wurde über diesen unerwarteten Empfang so betreten, daß er kaum einige Worte zu seiner Entschuldigung stottern konnte. Das Frauenzimmer wurde dagegen immer heftiger. Sie glaubte, er sey ein Mensch, den man abgeschickt habe, sie zu foppen, und darüber gerieth sie am Ende in einen solchen Zorn, daß sie ihren Pantoffel auszog, über den armen Schelm damit herfiel und ihn zum Zimmer hinaus pantoffelte. Die beiden andern Schelme lauschten indessen an der Thür, und hörten mit nicht geringem Vergnügen die komische Scene mit an. Den andern Tag war sie schon in der ganzen Stadt bekannt und wurde allgemein belacht.

Der Rangstreit.

Ein anderer französischer Dichter, Namens Chapelle, speisete Abends mit dem berühmten Marschall de Brissac. Der Wein wurde nicht gespart. Nachdem sie brav getrunken hatten, fingen sie an Betrachtungen über das Elend dieses Lebens, und über das Schicksal des Menschen nach dem Tode anzustellen. Sie sahen ein, daß Religion allein zu einem glücklichen Ziele führt, zugleich aber bemerkten sie, daß nichts schwerer sey, als eine große Anzahl Jahre ohne Sünde zu durchleben, und priesen die

Märtyrer glücklich, daß sie nur Augenblicke lang zu leiden hätten, um das Himmelreich zu erwerben. Wissen Sie was? sprach endlich Chapelle, wir wollen mit einander in die Türkei reisen und die christliche Religion predigen. Es versteht sich, wir werden dort gleich arretirt und vor einen Bassa geführt. Ich spreche standhaft für unsere Religion und Sie sprechen wie ich; man geiselt uns, man peinigt uns, man spießt erst mich und dann auch Sie, und so sind wir beide im Paradies. Der Marschall nahm es übel, daß Chapelle immer sich selbst vor ihm nannte. Nein Herr, fuhr er auf, mir, dem Marschall, Herzog und Pair, kommt die Ehre zu, mit dem Bassa zu sprechen und zuerst gespießt zu werden, und nicht einem lumpigen Poeten wie Sie. Ich kümmere mich den Henker um den Marschall, den Herzog und den Pair, erwiederte Chapelle. Der Marschall warf ihm seinen Teller an den Kopf; Chapelle stürzte sich über den Marschall her, sie packten sich bei den Haaren; Tische und Stühle wurden umgeworfen und Gläser und Flaschen zerbrochen. Alles was im Hause war, lief herbei und man kann leicht ermessen, was man dachte, als sie beide im größten Zorn die Ursache ihres Streits erzählten, und jeder noch immer Recht haben und zuerst gespießt seyn wollte.

Die betretene Marketenderin.

Eine Marketenderin fand sich in dem letzten französischen Kriege mit einem großen Fasse Bier in dem deutschen Lager ein, und ließ ein kleines Zelt über ihrem Kram aufschlagen. Im Anfang ging die Sache recht gut; es fanden sich durstige Soldaten genug ein, die ihr gerne das Maas Bier für vier Kreuzer bezahlten. Nun aber führte der Unstern einen andern Marketender hart hinter ihr Zelt, und dieser schrie aus vollem Hals: Gutes Lagerbier, meine Herren, zu drei Kreuzer das Maas, sprechen Sie bei mir zu; Sie haben Ihre Tage kein besseres Bier getrunken. Er ließ dabei einige Gläser voll laufen, und in der That, es war hell wie Kristall und mussirte, daß es eine Lust war. Die Soldaten hatten es kaum gekostet, so kamen sie Schwarmweise, und die arme Marketenderin, die ihr Bier um einen Kreuzer theurer ausschenkte, blieb sitzen. Sie jammerte ganz außerordentlich, indessen dachte sie, man würde schon wieder zu ihr kommen, wenn der fatale Bierwirth hinter ihr mit seinem Fasse fertig seyn würde. Das geschah auch wirklich. Sobald das Groschenbier auf die Neige ging, erinnerte man sich wieder an das ihrige, und zu ihrem großen Vergnügen stellte sich eine ganze Gesellschaft durstiger Zecher zugleich ein. Willkommen meine Herren, rief ihnen die Wirthin ent-

entgegen, sie finden hier excellentes frisches Lagerbier. Schweizerkäse, Limburger Käse, Schinken, Wurst .... Nein nein, sprachen die Soldaten, hungrig sind wir nicht, aber durstig ganz entsetzlich, schenke Sie uns nur schnell ein paar Krüge von ihrem besten Bier ein. O Sie werden es loben, erwiederte die flinke Marketenderin, fuhr mit einem Krug nach dem Faß und schraubte den Hahn auf. Zu ihrem nicht geringen Schrecken wollte aber kein Tropfen heraus laufen. Nun was ist denn das, sagte sie; sollte denn der Hahn verstopft seyn, es war ja ein volles Faß, warum läuft es denn nicht? — Ein Soldat ging hin und klopfte an den Boden; und siehe da fand sich, daß es leer war. Die bestürzte Marketenderin konnte nicht begreifen, wo ihr Bier hingekommen war. Ausgelaufen konnte es nicht seyn, denn der Boden war ganz trocken, indessen wurde doch das ganze Faß untersucht, und da fand sich denn gar bald, warum es nicht mehr laufen wollte. Ein lustiger Soldat hatte es auf der andern Seite angebohrt, und wie wir gesehen haben, es als Marketender für drei Kreuzer ausgeschenkt. Die Bierhändlerin erhob jetzt ein Zetergeschrei, sie wollte wissen, wer der Dieb gewesen sey, aber niemand wollte ihn kennen, und die Officiere, die an lustigen Schwänken viel Vergnügen fanden, gaben sich keine ernstliche Mühe, den Thä-

ter herauszubringen. Das ganze Faß Bier war daher für die Marketenderin verloren.

Der beruhigte Ehemann.

Ein junger Ehemann war sehr erschrocken darüber, als ihn seine Frau schon im siebenten Monat der Verheirathung mit einem gesunden und derben Sohn beschenkte. Er befragte daher den Arzt seiner Gattin über die Ursache dieses sonderbaren Ereignisses. — Seyn Sie ruhig, mein Herr, versetzte der Arzt; dergleichen frühzeitige Niederkünfte ereignen sich zuweilen bei dem ersten Kindbette, aber dann auch nie wieder.

Die abgelehnte Beförderung.

Ein französischer Officier, reformirter Religion, machte eine Reise nach Versailles, um bei dem Hofe um Beförderung zu bitten. Der Minister war ein eifriger Katholik; er bot ihm ein Regiment an, aber unter der Bedingung, daß er katholisch werden sollte, und gab ihm Bedenkzeit bis auf morgen. — Nun wozu haben Sie sich entschlossen, fragte ihn der Minister, als er den andern Tag wieder in das Zim-

mer trat. Ich habe nach reiflicher Ueberlegung mich überzeugt, antwortete der Officier, daß meine Religion viel besser seyn muß als die Ihrige, weil Sie mir nebst der Ihrigen noch ein ganzes Regiment Soldaten in den Kauf geben wollen; ich besorge daher bei dem Tausch noch immer zu viel zu verlieren, und halte mich daher lieber an das, was ich habe. Mit diesen Worten machte er seine Reverenz und ließ den Minister ganz verlegen unter seinen Umgebungen stehen.

Ein Glücksritter machte mit andern Passagieren eine Reise von dreihundert Stunden, ohne daß ihm die Zeche einen Heller kostete. Nach seiner Ankunft in Aachen fragte er einen jeden seiner Reisegefährten, wie hoch ihm die Reise gekommen sey? Dem einen hatte sie achtzig, dem andern neunzig, dem dritten noch mehr Laubthaler gekostet. Nun da haben Sie viel Geld gebraucht, sprach der Glücksritter, ich habe die ganze Reise mit einem Zwölfer gemacht, den ich diesen Morgen der Magd vom Hause gegeben habe. Das schien den andern unbegreiflich, denn alle hatten beständig bei einander logirt und an demselben Tische gegessen; es schien daher, daß der eine ungefähr so viel Ko-

sten gehabt haben müßte als der andere; aber er erklärte ihnen die Sache, und sie wurde ihnen ganz begreiflich. Auf der ganzen Reise war er nämlich der Quartiermacher; so oft sie sich dem Orte näherten, wo sie speisen oder übernachten wollten, so ritt er voraus und besorgte die Bestellung, weil ihm, seinem Vorgeben nach, alle Gasthöfe auf einem Wege, den er bereits so oft gemacht hatte, schon bekannt waren. Kam er nun in eine Herberge, so zog er den Wirth auf die Seite und sagte ihm, er würde ihm eine Gesellschaft Reisende zuführen, aber bloß unter der Bedingung, daß er selbst frei mitzehren dürfte. Wurden Umstände gemacht, so drohete er, mit seiner Gesellschaft anderwärts einzukehren; um nun den Profit nicht ganz zu verlieren, verstanden sich die Wirthe gemeiniglich zu seiner Forderung; er selbst schlüpfte frei durch, und die andern Reisenden wurden für ihr Geld auf das beste bewirthet. So wie er es Mittags hielt, machte er es auch Abends, und so erreichte er glücklich das Ziel seiner Reise, ohne alle Kosten. — Die andern Passagiere lachten über seine Kniffe, aber nicht ganz vom Herzen, denn sie sahen wohl, daß sie auf dem ganzen Weg die Ehre gehabt hatten, zum Nachtheil ihres Beutels den lustigen Ritter zechfrei zu halten.

Die leichtgläubige Reisende.

Eine französische Emigrantin reisete von Straßburg auf dem Rhein hinab nach Holland, wo sie Verwandte hatte. Es war ihr gelungen bei ihrer Flucht manche Sachen von Werth, Ringe, Uhren, Halsbänder u. s. w. mit fortzubringen, die sie in einer Schatulle bei sich führte; dieß alles wollte sie nach ihrer Ankunft zu Geld machen, um davon zu leben. In eben demselben Schiffe befand sich ein deutscher Baron, der nach Wesel ging. Es sprach unter der ganzen Gesellschaft beinahe niemand französisch als er, und jene Dame; sie machten daher bald Bekanntschaft mit einander, und so erfuhr er gleich in den ersten Tagen ihre ganze Geschichte, welche sein herzliches Bedauern erregte. Er lobte ihren Muth und ihre Anhänglichkeit an das königliche Haus, wunderte sich aber, daß ein so junges und reizendes Frauenzimmer eine so weite Reise so ganz allein zu unternehmen wagte. Je öfter er ihr in die Augen sah, desto mehr schien er von ihr eingenommen zu werden. Sein Betragen wurde immer zärtlicher, seine Schmeicheleyen immer süßer, er flüsterte ihr in das Ohr, er drückte ihre sammetne Hand, kurz es entspann sich bald unter den beiden Reisenden ein förmlicher Liebesroman; der Schönen wurde von dem Baron sein Herz und am Ende sogar seine Hand an-

getragen. Ein so schneller Antrag hätte sie etwas mißtrauisch machen sollen; aber welches Frauenzimmer ist nicht von der Gewalt ihrer Reitze überzeugt? Auch zweifelte sie keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Ritters; sie nahm sein Anerbieten an und that sich in der Stille nicht wenig darauf zu gut, daß sie nun bald die Frau Barorin heißen und von ihren ehemaligen Gespielinnen um ihr Glück beneidet werden würde. Ihrem künftigen Gemahl begegnete sie daher mit der größten Zärtlichkeit, die er mit Wucher erwiederte. Zum Lohn für seine Liebe wurde ihm das volle Zutrauen des Mädchens. Sie setzte ihn nicht nur in den vollen Besitz ihrer Person, sondern auch ihrer Schatulle, mit deren Inhalt sie ihm bekannt machte. Er seiner Seits, sah sie von nun an als seine Gemahlin an; sie mußte seinen Namen führen und sobald sie mit einander zu Hause angekommen seyn würden, sollte sie es wirklich werden; an der Einwilligung seiner Aeltern zweifelte er keinen Augenblick. Ihre noch übrige Reise ging unter solchen Verhältnissen recht lustig von statten, und sie langten endlich glücklich in Wesel an. Es wurde jetzt unter ihnen ausgemacht, daß der Baron voraus gehen, und seine Aeltern auf den Empfang ihrer künftigen Schwiegertochter vorbereiten sollte; er wollte dann so bald das geschehen seyn würde, kommen und sie auf dem Schiffe

abholen. Sie nahmen zärtlichen Abschied von einander, und damit ihr die Schatulle unter dem Ausladen des Schiffes nicht abhanden kommen möchte, erbot er sich, sie einstweilen mitzunehmen. Die Schöne setzte nicht das geringste Mißtrauen in die Redlichkeit ihres Geliebten; sie überließ sie ihm daher ohne Bedenken, und bat ihn, nur recht bald wieder zu kommen. Er versprach ihr das mit Mund und Hand, und flog auf den Flügeln der Liebe davon. Mit seiner Zurückkunft ging es aber nicht so schnell als mit seinem Wegeilen. Die Frau Baronin wartete eine, zwei, drei Stunden und er kam nicht; es brach der Abend herein und noch immer war er nicht da. Sie fing an unruhig zu werden; aber es half nichts; sie mußte die Nacht einsam in dem Gasthofe am Ufer hinbringen. Kein Schlaf kam über ihre Augen. Kaum dämmerte der Morgen, so machte sie sich schon fertig, ihren Geliebten, dem ganz gewiß ein Unglück zugestoßen war, in dem Haus seiner Aeltern aufzusuchen. Sie erkundigte sich nach diesen, jedermann kannte sie und wußte ihre Wohnung zu nennen. Sie nahm einen Lohnbedienten und ließ sich hinführen, sobald es der Anstand erlaubte einen solchen Besuch zu machen. Ein alter Bedienter öffnete ihr das Haus. Sie fragte nach dem jungen Herrn Baron; die Antwort war, er sey verreist. Ich weiß, daß er verreist war, erwiederte sie, aber

gestern Nachmittag muß er zurück gekommen seyn. — "Nichts weniger, er kommt unter einem halben Jahr gewiß nicht zurück.„ — Ich bin ja aber mit ihm gereist und ich weiß ganz sicher, daß er gestern zurückgekommen ist. — "Und wir wissen ganz gewiß, daß er nicht zurückgekommen ist.„ — Das Mädchen blieb hartnäckig auf ihrer Behauptung; die Bedienten (denn es waren ihrer mehrere herbeigekommen) wurden grob, und droheten ihr, weil sie sie für eine liederliche Dirne ansahen, sie zum Hause hinaus zu führen. Der Tumult zog endlich auch den alten Baron herbei; er erkundigte sich nach ihrem Anliegen, führte sie in ein Zimmer und ließ sich ihre Geschichte erzählen. Da fand sich dann, daß sie von einem Gauner auf eine unbarmherzige Art war betrogen worden. Der Baron hatte zwar einen Sohn, er war aber mehr als hundert Meilen weit auf Reisen. Aus der Schilderung, die sie von dem Passagier machte, ergab sich, daß sie es mit einem Bedienten zu thun gehabt hatte, der unlängst aus dem Hause des Barons als ein überwiesener Spitzbube fortgejagt worden war.

Die arme Betrogene war trostlos über den Verlust ihrer Schatulle. Der Baron beschenkte sie mit einem ansehnlichen Zehrpfennig, damit sie ihre Reise nach Holland fortsetzen konnte, und gab ihr die gute Lehre mit auf

den Weg, künftig nicht jeder Schiffsbekanntschaft zu trauen.

Cartouche.

Der bekannte Räuberhauptmann Cartouche kam Abends, da es schon dunkel war, in den Laden eines Silberarbeiters und fragte nach gewissem altmodischen Silberzeug, das erst mit der Leiter aus einem obern Winkel des Gewölbes herabgelangt werden mußte. Indeß der Ladenjunge darnach suchte, fing er mit dem Herrn ein Gespräch an, und brachte die Unterredung auf die Gaunerstreiche des Cartouche. Ist denn dieser Spitzbube noch immer nicht eingefangen, fragte der Silberarbeiter? Ey nichts weniger, war die Antwort. Erst vor einigen Tagen hat er wieder in der nächsten Stadt in einem Silberladen einen unerhört kühnen Diebstahl begangen; er kam um diese Stunde, wo schon Licht brannte, zu dem Silberarbeiter N., und fragte nach verlegenen Waaren. Indeß nun der Ladendiener hinauf stieg, um sie zu holen, ergriff er zwei silberne Leuchter, die eben so wie hier auf dem Tisch standen, bließ das Licht aus und lief mit den Leuchtern davon. Indem er so sagte, bließ er wirklich das Licht aus, gab dem Silberarbeiter einen Stoß, daß er in eine Ecke taumelte, und ehe dieser sich wieder

aufraffen konnte, war er mit den beiden Leuchtern schon auf und davon.

Noch eine Gaunergeschichte.

Ein junges Frauenzimmer reisete von Rouen nach Paris um ihre Verwandten zu besuchen, und sich eine Zeit lang bei ihnen aufzuhalten. Sie machte die Reise auf der Landkutsche. Kaum war sie eingestiegen, so knüpfte sie auch schon mit ihren Reisegefährten eine Unterredung an. Es war ein stattlicher Pariser mit einem Federhut unter ihnen, dem die ganze Stadt bekannt war. Sie erzählte ihm, daß sie ihren Oheim Herrn Regnier in der Strasse Quinquanpois besuchen wollte, und fragte, ob er ihn nicht kenne? Ob ich ihn kenne, war die Antwort? Ist er denn nicht mein nächster Nachbar und mein bester Freund! Wohne ich denn nicht auch in derselben Strasse? — O das ist ja allerliebst! Was macht denn der gute Mann mit seiner braven Frau. Ich muß Ihnen bekennen, meine Tante ist mir beinahe lieber als mein Onkel; und doch kenne ich beide nur aus ihren Briefen; sie kommen niemals nach Rouen, und ich bin meine Tage nicht in Paris gewesen. Wie geht es denn meinen beiden Bäschen Fiekchen und Lottchen. Sind sie denn wirklich so hübsch, wie die Mutter schreibt. — "O es

sind allerliebste Mädchen, besonders die jüngere. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich ganz verliebt in diese bin.„ — Nun das freut mich. Sie scheinen auch nach ihren Briefen recht gute Geschöpfe zu seyn, und wenn das ist, so werden wir uns bald annehmen. Ich freue mich schon auf die Oper und auf die Bälle, wohin wir mit einander gehen werden. Ich bringe jeder ein Paar goldene Ohrengehänge mit, meine Tante bekommt eine Garnitur Spitzen und für meinen Onkel habe ich eine goldene Uhr; er muß doch eine kleine Entschädigung für seine Kosten während meines Aufenthaltes haben. — "Das sind wirklich recht ansehnliche Geschenke; Sie werden gewiß Ehre damit einlegen.„ — O mein Vater ist reich. Wissen Sie, was er mir zu meinem Taschengeld in Paris mitgegeben hat? Funfzig Carolin. Er soll mich aber auch nicht eher wieder zu Gesicht bekommen, als bis ich damit fertig bin. —

Der fremde Herr konnte die Freigebigkeit des Vaters, und die brave Familie des Onkels nicht genug loben. Sie sollten machen, Mademoiselle, daß Sie ganz in Paris bleiben könnten, sprach er. Es wird sich gar leicht eine gute Partie für ein schönes Frauenzimmer wie Sie finden; vielleicht in der Familie Ihres Herrn Onkels selbst. — Das war auch wirklich die Absicht meines Vaters, erwiederte das Mädchen. Es war Vetter Wilhelm für mich bestimmt, aber

Sie werden wohl wissen, daß er schon vor vier Jahren zur Armee gegangen ist, und in dieser ganzen Zeit nichts vor sich hat hören lassen. — Was, schrie der Mann mit dem Federbusch, Sie wissen nicht, daß ganz kürzlich Ihr Herr Vetter frisch und gesund wieder zu Hause angekommen ist? — Was Sie da sagen! Hat doch mein Onkel in seinem lezten Brief keine Sylbe davon geschrieben. "Ich sage Ihnen, ganz kürzlich, erst vor vier Tagen ist er angekommen. Ihr Herr Onkel wußte es damals vielleicht selbst noch nicht. Das wird eine Freude seyn! Nur Schade daß ich nicht werde Theil daran nehmen können. Ich habe in Pontoise ein fatales Geschäfte, das mich länger aufhalten wird, als die Kutsche warten kann; aber ich besuche Sie doch noch auf den Abend. —

Die Schöne bedauerte sehr, daß ihr Begleiter die Reise nicht ganz mit nach Paris machte, um sie anzuweisen, weil sie in dieser großen Stadt ganz unbekannt war; es war nun aber einmal nicht anders zu machen. Der Fremde stieg in Pontoise aus, und nahm Abschied von der Gesellschaft. Er hatte aber hier kein dringenderes Geschäfte, als Postpferde zu miethen, und der Landkutsche voraus zu eilen.

In St. Denis kam der Kutsche ein eleganter Wagen entgegen, in welchem ein gutgekleideter Herr und ein Frauenzimmer saß. Der

Herr sprang heraus und fragte nach Demoiselle Regnier aus Rouen. Die Schöne gab sich zu erkennen. Da entstand nun keine geringe Freude; es war ihr Vetter Wilhelm, und in dem Wagen saß Schwester Fieckchen, die nun auch heraus sprang und die liebe Cousine umhalsete. Letztere mußte sogleich aussteigen und sich zu ihnen setzen. Beide waren von ihren Aeltern zu dem Empfang der Cousine abgeordnet worden, und nun führten sie sie im Triumph nach Hause.

Der Empfang war über alle Erwartung. Onkel und Tante und Cousine Lottchen liefen ihr bis an die Hausthüre entgegen, und erdrückten sie beinahe in ihren Umarmungen. Das Empfehlungsschreiben und die Geschenke wurden abgegeben, der Koffer aber wurde sogleich von der Landkutsche abgeholt und auf ihr Zimmer geschaft. Und jetzt mußte sie von ihren Aeltern, von den Verwandten und von ihrer Reise erzählen bis zum Abendessen. Indem sie so mit einander sprachen, erschien zur Vergrösserung ihrer Freude auch der Herr Nachbar mit dem Federhut, der mit seinen Geschäften eher fertig geworden war als er dachte. Er mußte gleich versprechen, beim Abendessen zu bleiben, und er ließ sich nicht lange bitten. Schon war der Tisch gedeckt. Die Fremde wurde zwischen ihn und Vetter Wilhelm gesetzt, der sich recht ernstlich angelegen seyn ließ, die

Liebe seiner künftigen Braut zu gewinnen. Beide Herrn schenkten ihr fleißig ein, und zwar nicht Cider wie sie zu Hause zu trinken gewohnt war, sondern Champagner. Die Speisen waren absichtlich stark gewürzt worden. Die Schöne wurde davon durstig; man statuirte kein Wasser, und so wurde es ihnen nicht schwer, sie nach und nach dergestalt zu berauschen, daß sie alle Besinnung verlor. Sobald man sie so weit hatte, wurde sie bis auf das Hemd ausgezogen, kaum wurde ihr ein Unterrock gelassen; es wurde ihr ihr Geld, ihr Geschmeide und alle andern Sachen von Werth die sie bei sich hatte, abgenommen, und in diesem Zustande wurde sie auf die Strasse getragen, in einen Winkel gelegt und ihrem Schicksal überlassen.

Ihr Kopf war von dem Wein so sehr eingenommen, daß sie, ohne zu sich zu kommen, bis nach Sonnenaufgang fortschlief. Jetzt erst wurde sie von dem Tumult erweckt, den eine Heerde Gassenjungen erhob, die sich um sie her versammelt hatte, und ihren Muthwillen an ihr ausließ. Wo bin ich denn, fragte sie, und rieb sich die Augen? Wie komme ich denn hieher? Wo ist denn Cousine, Lottchen und Fiekchen? Und Gott in diesem Aufzug und alle diese Menschen. — Ihre Fragen wurden mit einem Hohngelächter und hundert schimpflichen Gegenfragen beantwortet. Man sah sie für

eine liederliche Dirne an, die berauscht aus einem schlechten Haus ausgestoßen worden war, und behandelte sie mit Rede und That auf die unwürdigste Weise. Ihre Bitten und Thränen waren umsonst. Schon fingen die Gassenjungen an, sie mit Koth und Steinen zu werfen, als zum Glück ein Paar Capuziner vorbei kamen, die sie um Gottes willen bat, sich ihrer anzunehmen. Sie hatten soviel Barmherzigkeit sie wenigstens anzuhören, und da sich aus ihrer Erzählung ergab, daß sie ein rechtliches Mädchen war, das bloß das Unglück gehabt hatte, durch ihre Unerfahrenheit einer Gesellschaft Gauner in die Hände zu fallen, so führten sie sie in ein ehrbares Haus, wo sie so lange blieb, bis ihr Vater, dem der ganze Vorfall sogleich geschrieben wurde, kam und sie abholte. Sie verließ Paris ohne ihres Onkels Haus auch nur gesehen zu haben, und von da an verging ihr ganz die Lust zu reisen.

Weiberlist.

Ein Bauer lag auf dem Krankenbette ohne Hofnung der Genesung. Als er merkte, daß sein leztes Stündlein sich nahete, sprach er zu seiner jungen Frau also: Liebe Liese, du siehst, daß ich sterben muß. Wir haben, wie du weißt, keine Kinder, ich habe daher dir allein Haus,

Feld und alles, was ich habe, zum Lohn für deine treue Liebe vermacht. Das Testament liegt auf dem Amt und es wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Eins aber habe ich vergessen, weil man in gesunden Tagen nicht an alles denkt, was einem auf dem Todenbette einfällt. Ich wünschte nämlich, daß du nach meiner Beerdigung unsern fettsten Ochsen auf den Markt treibest, und das daraus erlöste Geld an die Armen vertheilest; damit sie für mich beten und Gott Barmherzigkeit mit mir armen Sünder hat. Willst du mir das versprechen, liebe Liese?

Die Frau versprach es unter tausend Thränen, und nun starb der Bauer ruhig.

Gleich nach seiner Beerdigung erinnerte sie sich seines letzten Willens. Sie zog ihren fettesten Ochsen aus dem Stall; als sie ihn aber so betrachtete und überlegte, was für ein schönes Stück Geld sie daraus lösen könnte, so dauerte er sie. Indessen der gute Mann hatte es gewünscht und sie hatte ihm ihr Versprechen gegeben, das nun gehalten werden mußte. Sie war daher kurz resolvirt, kleidete sich ein wenig an, und machte sich auf den Weg. Ehe sie aber ging, fing sie in ihrem Hühnerhof einen Hahn, band ihm Füße und Flügel und hing ihn dem Ochsen an die Hörner.

Sie durfte auf dem Markte nicht lange warten; es kam ein Fleischer, dem der schöne feiste

Ochs

Ochs in die Augen stach. Was soll er gelten? fragte er, nachdem er ihn um und um begriffen hatte. Der Ochs ist wohlfeil, sprach die Frau, aber er wird nicht ohne den Hahn verkauft. Der Ochs kostet nicht mehr als sechs Groschen, der Hahn aber gilt funfzig Thaler und da geht kein Pfennig ab. — Der Fleischer dachte die Frau sey nicht recht klug, aber es blieb dabei: er mußte den Hahn mit funfzig Thalern bezahlen, und bekam dagegen den Ochs für sechs Groschen.

Vergnügt über ihren Handel, kehrte die Frau mit dem Gelde wohlgemuth nach Hause zurück. Unterwegs begegneten ihr sechs Bettler; sie gab jedem einen Groschen, und so war der letzte Wille ihres Mannes erfüllt.

Die Hexe.

Eine reiche Bürgersfrau hatte ein Mädchen, das ihrer Ueberzeugung nach behext war, weil es von Zeit zu Zeit in fürchterliche Convulsionen verfiel, die kein Arzt heilen konnte. Lange versuchte man alle erdenkliche Mittel, aber immer vergebens. Am Ende nahm man seine Zuflucht zu einem Hexenmeister, der das Weib in dem Glauben bestärkte, daß ihr Töchterlein behext sey; es wäre ihm aber, wie er sagte, un-

möglich, sie selbst wieder gesund zu hexen, weil der Zauber nur von der nämlichen Person, von welcher er kam, wieder aufgehoben werden könnte; diese aber versprach er der Mutter bekannt zu machen, und damit war die Frau gar wohl zufrieden und sagte ihm eine gute Belohnung zu. Es ist viel gewonnen, dachte sie, wenn wir nur gewiß wissen, was für eine Krankheit das Mädchen hat, und von wem sie herrührt. Aber, lieber Mann, wie kann man denn sicher heraus bringen, wer die Hexe ist. Das will ich Ihnen gleich sagen, war die Antwort. Sie nehmen nämlich die Wäsche und Kleider der Kranken, und klopfen sie mit Feigenzweigen aus. Dadurch wird die Hexe gezwungen zu erscheinen. Haben Sie sie nun einmal in ihrer Gewalt, so dürfen Sie sie nur so lange prügeln lassen, bis sie das Kind wieder gesund macht. — Husch, husch, mich schaudert ganz. Wie sieht denn eine Hexe aus? — Gerade so wie eine andere Person. Sie werden Sie aber gleich daran erkennen, daß sie ganz betreten in das Zimmer treten und fragen wird, was das Klopfen zu bedeuten habe? — Aber mein Gott, sprach die Frau, eine solche Frage kann aber ja auch eine andere Person als eine Hexe thun, sie ist ja ganz natürlich; könnte denn nicht zufällig eine Anverwandtin oder sonst ein weiblicher Besuch kommen, und fragen, was wir da klopfen? Das ist wahr, sprach der Hexenmeister,

Sie dürfen aber nur eine Stunde nehmen, wo keine Besuche zu erwarten sind, zum Exempel Nachts um zwölf Uhr; da besucht Sie sicher niemand. Der Frau leuchtete das ein. Nachts um zwölf Uhr wurde mit dem Ausklopfen der Kleider der Anfang gemacht, und zum großen Erstaunen der Frau und ihrer Gehülfen, trat wirklich ein altes Weib mit den Fragen herein, was sie denn so spät in der Nacht noch klopften? Die Feigenzweige wurden sogleich weggeworfen und das Weib wurde ohne Complimente ersucht, die Kranke wieder herzustellen. Recht gerne wollte ich das, sprach das Weib; aber bin ich denn ein Arzt? Du willst das Mädchen, das du infame Hexe krank gemacht hast, also nicht wieder heilen, schrie die Mutter. — Ich bin keine Hexe, ich habe nie jemand krank gemacht, und ich kann niemand heilen. — Nun gut, das wollen wir sehen. — Auf einen Wink trat eine Mannsperson, die man in dieser Absicht im Haus behalten hatte, nebst einer handvesten Magd mit Stöcken hervor. Nur aufgehauen, schrie ihnen die Mutter zu, das alte Fell will nicht bekennen, daß sie das Kind behext hat, und will es nicht heilen. Die Alte bat um des Himmels willen, man möchte sie verschonen, sie sey unschuldig an der Krankheit des Kindes; aber da half nichts, sie wurde so lange geprügelt, bis sie

versprach das Kind wieder gesund zu machen. Man führte sie zum Bette; aber sie wußte nicht, was sie da anfangen sollte, denn bloß der Schmerz hatte sie bewogen, alles zu versprechen. Gott schenke dir deine Gesundheit wieder, liebes Kind, sprach sie endlich, ich kann nichts thun als für dich beten. — Das ist aber nicht genug, schrieen ihre Peiniger, du mußt sie selbst wieder heilen, und so lang du das nicht thust, bekommst du Schläge genug. Mit diesen Worten fing die Exekution wieder an, und dauerte so fort, bis es sich endlich aufklärte, wer die vermeinte Hexe war. Es schickte die Nachbarin herüber und ließ fragen, wo ihre Kindbettwärterin so lange bliebe. Es war ihr nämlich das Nachtlicht ausgelöscht, und da man im Finstern das Feuerzeug nicht finden konnte und gegenüber an dem Ausklopfen der Kleider hörte, daß noch jemand wach war, so ging das gute Weib, ohne Arges zu ahnden, hinüber, um ihr Licht anzuzünden. Sie hatte zwar unter ihren Schlägen hundertmal versichert, daß sie die Kinderfrau der Nachbarin sey, aber niemand wollte ihr glauben. Erst jetzt da die Wöchnerin sie zurückfordern ließ, mußte sie frei gelassen werden; aber man war dessen ungeachtet noch immer überzeugt, daß niemand anders als sie die Hexe sey, und entließ sie daher unter Schimpfen und Schmähen.

Die Sache nahm aber einen schlimmen Ausgang für die abergläubische Mutter und ihre Gehülfen. Das halbtodt geprügelte Weib brachte ihre Klage vor Gericht an; der Hexenmeister wurde arretirt, und in das Zuchthaus geschickt, das Gesinde, welches sich zum Schlagen hatte brauchen lassen, kam in das Gefängniß, und die Frau wurde zu einer starken Geldbuse verurtheilt.

Der entdeckte Diebstahl.

Eine Dame in Paris lebte in vertrautem Umgang mit einer gewissen Präsidentin. Sie besuchten sich wechselseitig unangemeldet zu allen Stunden des Tages, und waren sich einander stets willkommen. Einst lag die Präsidentin noch zu Bette, als ihre Freundin kam. Sie schwazten lange zusammen und gingen erst spät aus einander. Bald darauf stand die Präsidentin auf und kleidete sich an; als sie aber ihre mit Brillanten besezten Ohrenringe einhängen wollte, waren sie fort, und doch erinnerte sie sich ganz deutlich, daß sie sie gestern vor dem Schlafengehen auf ein Tischgen neben ihrem Bette gelegt hatte. Niemand war seitdem auf ihr Zimmer gekommen als ihre Freundin; auf sie allein fiel also Verdacht. Ohne sich lange zu

bedenken schickte die Präsidentin zu ihr, ließ sie zu sich bitten und erzählte ihr den Vorfall. Es ist niemand heute noch in meinem Zimmer gewesen als Sie, fuhr sie fort; Sie werden sich vermuthlich einen Spaß mit mir haben machen wollen, und haben deswegen die Ohrenringe versteckt. Ich bin aber nun lange genug geängstiget worden; haben Sie also die Ohrenringe, so machen Sie meiner Unruhe ein Ende. — Die Dame betheuerte, daß sie die Ohrenringe nicht gesehen, viel weniger berührt habe; die Präsidentin aber beharrte darauf, daß sie den Abend vorher beide auf ihr Tischchen am Bette gelegt habe und niemand in das Zimmer gekommen sey als ihre Freundin. Diese fing jetzt an empfindlich zu werden; die Präsidentin wurde immer hitziger, es entstand ein heftiger Zank unter ihnen, und die Folge davon war ein förmlicher Bruch. Die Sache wurde gleich in ganz Paris bekannt, niemand konnte sich überreden, daß die Dame, als ein Frauenzimmer von Ehre, an ihrer Freundin einen so niedrigen Diebstahl begangen haben sollte; die Präsidentin hingegen war als eine Spielerin bekannt, man glaubte daher beinahe allgemein, sie habe die Ohrenringe hinter ihrem Manne zu Geld gemacht und damit gespielt. Die ärgerliche Geschichte blieb lange unaufgeklärt, bis endlich die Präsidentin ihren Dieb zufällig ent-

deckte. Sie hatte nämlich eine Aelster in ihrem Zimmer, der sie öfters den Bauer offen stehen ließ. Diese nahm ihr einst in ihrer Gegenwart einen goldenen Ring vom Tische weg und trug ihn in ein Loch im Fußboden. Man war genöthiget ein Bret loszureissen, und fand hier unter vielen andern entwendeten Kleinigkeiten auch die Ohrenringe, die so viel Aufsehen gemacht, und ein so großes Aergerniß gegeben hatten.

Der Soldat auf dem Theater.

In einer deutschen Garnisonstadt wurde ein Trauerspiel aufgeführt, in welchem der Held des Stückes durch Meuchelmord seine Gattin verliert. Er hat deshalb seine Mutter oder seinen Bruder in Verdacht. Ach, spricht er, von welcher Hand kam dieser herbe Streich! Meine Mutter! ist es möglich? Oder vielleicht mein Bruder? — Ein Soldat, der an der Loge auf dem Theater Schildwache stand, nickte beständig mit dem Kopf und winkte mit den Augen nach dem Bruder im Hintergrund; so oft er seine Mutter nannte, schüttelte er verneinend die Hand, stieg unwillig auf und ab, und gab mit den lächerlichsten Grimassen zu verstehen, daß der Bruder es gethan habe. Das

Publikum wurde bald die seltsame Pantomine gewahr, einer machte den andern aufmerksam auf den Soldaten und nun entstand ein solches Gelächter bei jeder neuen Grimasse, die er schnitt, daß die Schauspieler alle Fassung verloren und das Stück nicht weiter fortgespielt werden konnte.

Die Zauberflöte mit dem C Fuß.

Ein dummer Landjunker, der viel von der Zauberflöte gehört hatte, und dem jedermann sagte sie sey von Mozart, hielt diesen großen Tonkünstler für einen Instrumentenmacher. Er sagte daher niemand ein Wort, schrieb an ihn, und bat ihn angelegentlich, ihm bald möglichst auch eine Zauberflöte zu machen, weil die erste so gut ging; es sey ihm einerlei von Buchsbaum oder von Ebenholz, nur müsse sie leicht ansprechen und einen C Fuß nebst einer Korkschraube haben.

Die trostlosen Liebenden.

Ein junger Mensch war sterblich in ein schönes aber armes Mädchen verliebt. Seine Absichten waren redlich; er wollte sie heirathen, nie aber konnte er die Einwilligung seines reichen und geitzigen Vaters dazu erhalten. Dieser hatte schon eine andere Partie für ihn ausgemittelt und bestand darauf, daß er seine Bekanntschaft mit dem Mädchen aufgeben sollte. Das war nun aber dem armen Schelm unmöglich; er machte die rührendsten Vorstellungen, aber umsonst. Er wurde am Ende ganz rasend, ergriff zwei geladene Pistolen und lief damit zu seiner Geliebten. Es ist alles vergeblich, Linchen, schrie er, wie ein Verzweifelter, man will uns trennen, will uns aus einander reissen, will durchaus unsere treue Liebe nicht achten. Ich soll eine andere heirathen und wir haben uns so oft geschworen, uns treu zu bleiben bis an den Tod. Aber mein barbarischer Vater soll seinen Zweck nicht erreichen; lieber sterben als mein Herz von dir losreissen. Bestes Linchen, du denkst gewiß eben so wie ich; wolltest du nicht auch lieber sterben, als deine Hand einem andern geben? Lieber sterben, bester Heinrich, fiel ihm Linchen weinend um den Hals. Nun wohlan, sprach Heinrich; hier sind zwei geladene Pistolen; damit können wir un-

serer Feinde lachen. Fasse Muth, liebe Seele, die erste ist für dich, die andere für mich. — Für den Geliebten sterben ist seliges Entzücken. Bist du nicht dieser Meinung?

Ja das wohl, sprach Linchen; mit dem Geliebten leben, ist aber doch noch besser. Ich glaube, lieber Heinrich, wir sollten uns mit den Pistolen nicht zu sehr übereilen. Die Lage der Sachen kann sich noch ändern. Du bist ja noch frei und noch immer ist nicht alle Hofnung verloren.

Ach es ist alles umsonst; ich habe nichts unversucht gelassen, meinen harten Vater zu erbitten, er besteht auf seinem Sinn und ich bestehe auf dem meinigen; ich will für dich sterben, wenn ich nicht für dich leben kann. Linchen, schrie er mit rollenden fürchterlichen Augen, liebst du mich nicht? fühlst du dich nicht stark genug, dein Leben für mich hinzugeben? — Er sezte ihr bei diesen Worten das Pistol auf die Brust und Todtenblässe überzog die Wangen des Mädchens. Sie sah, daß der junge Mensch rasete, und daß ihr Leben auf dem Spiel stand.

Nur noch eine Bitte, lieber Heinrich, sprach sie, ich bin ein schwaches Mädchen. Stärke und ermuntere mich durch dein Beispiel; drücke das erste Pistol nicht auf mich, sondern auf dich los, dieß wird mir Muth machen, dir zu folgen.

Es sey, sprach der junge Rasende, lebe wohl Linchen; nach einem Augenblick umarmen sich wieder unsere verklärten Seelen! — Mit diesen Worten jagte er sich wirklich eine Kugel durch den Kopf, und fiel in seinem Blute schwimmend vor Linchens Füße.

Linchen ergriff die andere Pistole, sprang zur Thür hinaus, rief Leute herbei und — heirathete ein halb Jahr nachher einen andern.

Der Papagey.

Eine vornehme Dame in Paris hatte einen Papagey, der mit einer ausserordentlichen Geläufigkeit alles, was er hörte, nachsprach. Er war wegen seines drolligen Geschwätzes schon in der ganzen Stadt bekannt, eine königliche Prinzessin *) wünschte daher, ihn zu sehen. Es wurde also ungeachtet des übeln Regenwetters schnell ein Page abgeschickt, um den Vogel zu holen. Diese Botschaft war aber gar nicht nach dem Sinne des jungen Herrn; er fluchte unterwegs fort und fort über das schlimme Wetter und die, die ihn fortgesprengt hatten. In-

*) Die Duchesse de Bourgogne.

dem er auf dem Rückweg so für sich hin brummte, begegnete ihm einer von seinen Kameraden, und fragte ihn, woher er mit seinem Vogel käme? Ach sagte er, von dem andern Ende der Stadt; da muß ich ein paar Huren wegen bei solchem Wetter einen so weiten Weg machen. Er erzählte ihm sodann, was Anlaß zu seiner Gesandtschaft gegeben hatte, schimpfte weidlich über die Damen, und ließ seiner übeln Laune freien Lauf. Der Papagey wurde im Pallast mit großen Freuden empfangen. O machen Sie doch, sprach die Prinzessin, daß er schwatzt, und indem sie das sagte, nahm sie die Decke von dem Käfig. Der Vogel war ein wenig naß geworden; er schüttelte sich daher, als er wieder Luft bekam, und putzte sich. — Guten Morgen Männchen, sprach seine Gebieterin. Gut Morgen, Gut Morgen, sprach der Vogel, da muß ich ein paar Huren wegen bei solchem Wetter einen so weiten Weg machen. Er wiederholte dabei zum großen Vergnügen der umherstehenden Hofschranzen alle andern Schimpfworte, die er von dem Pagen abgemerkt hatte. Die beiden Damen hörten ganz verblüfft zu. Die Prinzessin machte die Bemerkung, daß der Papagey seiner Erzieherin keine große Ehre machte; die Dame aber betheuerte, daß er diese Galanterien nicht in ihrem Hause gelernt habe. Der Page wurde gerufen, und er mußte be-

kennen, daß der Vogel keine andern als seine eigenen Reden nachgebetet habe.

Die unterbrochenen Liebenden.

Ein Kardinal, der zärtlichen Herzens war, verliebte sich zu Rom in ein verheirathetes Frauenzimmer. Es wurden sogleich Anstalten gemacht, die erwünschte Bekanntschaft mit ihr einzuleiten, und er gelangte durch zärtliche Briefchen, kostbare Geschenke und besonders durch Bestechung der Kammerjungfer bald genug zu seinem Zweck. Der Mann der Dame war ein Spieler; er brachte alle Abende bis spät nach Mitternacht im Kaffehaus zu; diese Zeit benuzte das liebende Paar zu einer Zusammenkunft. Der Kardinal wurde Nachts um eilf Uhr durch die Vertraute eingeführt, und von der Dame mit einiger Schüchternheit, aber doch freundlich genug empfangen. Er sezte sich neben sie auf das Sopha, ergriff ihre Hand und leitete ein sehr zärtliches und interessantes Gespräch ein, das von seiner Seite immer feuriger wurde, als auf einmal ein entsetzliches Gepolter an der Thür entstand. Das Mädchen lief an das Fenster, und sah zu ihrem großen Schrecken den Mann, der unten fluchte, daß sich der Himmel hätte aufthun mögen, und eine Hand voll

Karten, die er hielt, in kleine Stückchen zerriß. Er hatte all sein baares Geld, und noch eine bedeutende Summe auf sein Ehrenwort am Spieltisch verloren, und kam deswegen früher als gewöhnlich nach Hause. Es ist der Herr, fuhr sie erschrocken in das Zimmer. Geschwind Herr Kardinal, schleichen Sie mit mir die Treppe herab, ich will unten das Licht auslöschen, Sie verstecken sich indeß hinter der Thür, und wenn ich mit dem Herrn oben bin, wischen Sie hinaus. Die beiden Liebenden saßen todtenblaß auf dem Sopha und hatten alle Fassung verloren. Jetzt aber half kein Zaudern; es mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Des Mädchens Einfall war gut; der Kardinal befolgte ihn daher ohne Bedenken. Er kam glücklich die Treppe hinab, und an der Thür löschte das Mädchen, gleich als ob es aus Versehen geschehen wäre, das Licht aus. Der ohnehin wüthende Mann ließ sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit erbärmlich herunterlaufen, und befahl ihr das Licht wieder anzuzünden. Bis das geschah, befriedigte er hinter der Thür, wo der Kardinal stand ein Bedürfniß, das eine Folge des starken Trinkens war, und bepißte, ohne es zu wissen, den unglücklichen Liebhaber seiner Frau von oben bis unten so reichlich, daß er träufte. So mißliebig dem Kardinal dieses häßliche Einwässern war, so getraute er

sich doch nicht sich zu bewegen; er stand still wie eine Bildsäule, zog den Athem an sich, und hielt die ganze Operation geduldig aus. Indessen ließ sich das Kammermädchen wieder mit dem Licht hören, um aber ihren Herrn nicht warten zu lassen, ging sie mit solcher Eile, daß das Licht zum zweiten Mal auslöschte. Jetzt wurde der Mann noch mehr aufgebracht, er rasete fluchend im Finstern die Treppe hinauf, und ließ den gewässerten Stockfisch stehen. Dieß wollte das verschmitzte Mädchen; sie ließ sich geduldig schelten, und schwieg. Sein Zorn kam auch der erschrockenen Frau wohl zu statten; er bemerkte unter seinem Schimpfen und Toben nicht ihre Verlegenheit, und während er oben seiner übeln Laune freien Lauf ließ, wischte der Kardinal glücklich zur Thür hinaus.

Das Zifferblatt.

In einer großen katholischen Stadt ging einst ein junger Mensch von gutem Hause in die Messe. Während er so da kniete und im Geiste vermuthlich mit ganz andern Dingen beschäftiget war, als mit seiner Andacht, erblickte er unter einer Bank in einem Winkel ein Zifferblatt. Er stand auf, und sah es an. Es war von Pappdeckel, und der Zeiger deutete auf ein Uhr. Er drehete ihn hin und her, stellte ihn auf zwei Uhr und warf das Ding wieder unter die Bank. Bald darauf bemerkte er einen Menschen mit einem Federhut in der Hand, der auch das Zifferblatt ergriff und den Zeiger auf drei Uhr stellte. Sobald er weg war, ging der junge Mensch wieder hin, und stellte ihn auf vier. Bald darauf kam ein anderer und rückte ihn auf fünf Uhr. Das war nun etwas auffallend. Unser Kirchengänger war begierig, wie die Sache ausgehen würde und schob den Zeiger auf sechs.

Kurz darauf entstand Lärm in der Kirche. Es war jemanden eine goldene Uhr aus der Tasche gezogen worden, und man hielt den Dieb schon fest. Der junge Mensch drängte sich hin, und erkannte in dem Arrestanten den Mann mit dem Federhut. Kaum hatte ihn dieser erblickt

blickt und seine unthätige Neugier bemerkt, so brach er in Schimpfworte gegen ihn aus, und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn nicht zu befreien suchte. Elender Wicht, schrie er, ist das unsere Abrede. Du suchst deinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen und stellst dich hin, als ob ich dich nichts anginge. Aber warte nur, es soll dir eingetränkt werden.

Diese Reden machten den jungen Menschen verdächtig. Er wollte zwar einen Spaß daraus machen, und betheuerte, er habe nie den Kerl gesehen, und nie mit solchem Diebsgesindel die entfernteste Gemeinschaft gehabt; aber umsonst, er wurde gepackt und in das Gefängniß geführt.

Bei dem Verhör bestand der Dieb hartnäckig darauf, er gehöre zu der Bande, denn er habe mit eigenen Augen gesehen, daß er den Zeiger auf zwei geschoben habe.

Es muß aber jetzt dem Leser entdeckt werden, was es mit dem Zifferblatte für eine Bewandniß hatte. Es war dasselbe nämlich von einer Gesellschaft Diebe unter die Bank gelegt worden. Gewöhnlich stand der Zeiger auf zwölf; so oft aber einer von der Bande in die Kirche kam, ging er hin und schob den Zeiger um eine Stunde vorwärts. So bald sichs nun aus

der Uhr ergab, daß fünf oder sechs Diebe zugegen waren, und folglich die Gesellschaft stark genug war, sich einander zu unterstützen, so wurde ein Diebstahl unternommen. Wurde nun unglücklicher Weise einer ertappt, so drängten sich die übrigen herbei, stellten sich, als ob sie ihn auf die Wache schaffen wollten, rissen ihn dadurch dem Pöbel aus den Händen, und ließen ihn auf der nächsten Strasse wieder laufen.

In dem vorliegenden Falle hatte der Gauner auf eine Gesellschaft von sechs Personen gerechnet; es war aber ausser ihm erst ein einziger zugegen, und dieser wagte es allein nicht einen Versuch zu seiner Befreiung zu machen.

Als sich die Sache so weit aufgeklärt hatte, wurde der junge Mensch zwar wieder losgesprochen; er hatte aber doch länger als acht Tage im Gefängniß sitzen müssen, und seine Verwickelung in die Diebsgeschichte machte ihm in der Stadt wenig Ehre.

Der erzwungene Gesang.

Ein französischer Abbe ging mit einigen Damen in dem Boulogner Wäldchen spazieren. Es war warm, und seine Gesellschaft wurde müde. Die Frauenzimmer sezten sich daher auf einem schönen Rasenplatz nieder, und der Abbe, der eine schöne Stimme hatte, sang ihnen zum Zeitvertreib eine Arie vor. Nahe an ihnen gingen drei andere junge Leute vorbei. So wie sie den Sänger hörten, schlichen sie leise herbei, und ehe er sie gewahr wurde, standen sie um ihn her. Der Abbe fand aber nicht für gut in Gegenwart seiner neuen Zuhörer weiter fortzusingen. Sie beschwerten sich in einem spöttischen Ton über seine übertriebene Bescheidenheit und lobten seine Stimme auf die lächerlichste Weise. Wie man leicht denken kann, ließ sich der Abbe jetzt weniger als vorher bewegen weiter zu singen. Je standhafter er sich aber weigerte, desto hartnäckiger bestanden seine Gegner darauf. Am Ende wandten sie sogar Gewalt an und zwangen ihn, ohne Achtung für die Damen, durch mancherlei Mißhandlungen und sogar durch einen gezogenen Degen, den Gesang wider seinen Willen fortzusetzen. Er mußte jetzt der Gewalt weichen; sein Lied wurde hinausgesungen, freilich aber, wie man sich leicht vorstellen wird, schlecht genug. Seine

ungezogenen Zuhörer bezeugten ihren Beifall durch Bravorufen und Händeklatschen, und gingen, vergnügt über ihren errungenen Sieg davon. Der Abbe empfand die Beleidigung tief genug. Er verließ seine Frauenzimmer auf kurze Zeit, und schlich den Unbekannten nach. Sie waren wieder auf ihren Wagen zugegangen. Er ließ sich durch eine dritte Person bei dem Kutscher nach ihrem Namen und ihrer Wohnung erkundigen. Auf solche Art erfuhr er, daß einer davon ein gewisser Baron sey, der in einer ihm genannten Strasse logirte. Der Abbe merkte sich den Namen und ging zurück zu seinen Frauenzimmern, denen er versicherte, daß er eine schnelle und sichere Rache an seinen Beleidigern nehmen würde, und das geschah auch. Den folgenden Tag ging er sehr frühe nach der Wohnung des Barons, und ließ sich, während er noch schlief, unter dem Vorwand, er habe ihm eine Sache von der größten Wichtigkeit, die keinen Verzug litte, zu hinterbringen, in sein Schlafzimmer führen. Aus Bescheidenheit ging der Bediente hinaus. Kaum aber war der Abbe in dem Zimmer, so schob er den Riegel vor die Thür, und trat mit einer Pistole vor das Bette des Barons, der mit Schrecken in ihm den gestrigen Sänger erkannte. Herr Baron, redete er ihn an, Sie haben mich gestern gezwungen wider meinen

Willen zu singen, weil Ihnen der Gesang Vergnügen machte; ich meines Orts bin ein grosser Liebhaber vom Tanz, und Sie werden sich belieben lassen, mir etwas vorzutanzen, und zwar unangekleidet in blankem Hemd und gleich diesen Augenblick oder ich jage Ihnen bei der geringsten Widerspenstigkeit eine Kugel durch den Kopf. Der Baron wollte Vorstellungen machen, aber es half nichts; er mußte heraus, und im blanken Hemde erst einen Menuet, dann einen Schottischen und endlich auch einen Walzer tanzen. Der Abbe ermangelte nicht, ihm durch Händeklatschen und Bravorufen seinen Beifall zu bezeigen, und versprach ihm, daß er nicht säumen würde, zum Lobe des Herrn Baron in ganz Paris bekannt zu machen, was für herrliche Anlagen er zur Tanzkunst habe, und wie weit er gleich in der ersten Lection gekommen sey.

Er erlaubte hierauf wieder dem Baron, sich zu Bette zu legen, und ging, unangehalten von den Bedienten, wieder nach Hause. Noch denselben Tag erzählte er die Geschichte in allen Kaffeehäusern, und der Baron wurde das Gespötte von ganz Paris.

Der Guineenhändler.

Ein Engländer wettete mit einigen guten Freunden, daß er zwei Stunden lang sich verkleidet mit einem Haufen Guineen auf den Markt setzen und sie zu vier Schilling das Stück ausbieten wollte, ohne daß er sie in der gedachten Zeit würde anbringen können. Dieß schien den andern unglaublich; es wurde daher ein Versuch gemacht. Der junge Lord setzte sich in einem Krämerhabit mit einem kleinen Tischchen voll Guineen auf den Markt, und fing laut an zu rufen: He wer kauft Guineen, nagelneue gute Guineen zu vier Schillingen das Stück. Sein Stand wurde sogleich von einer Menge Gaffern umringt; aber alle sagten sich ins Ohr, es sey falsches Geld und lange wollte niemand seine vier guten Schillinge daran wagen. Endlich probirte es doch ein Mann. Er kaufte sich eine Guinee und lief damit zu einem Goldschmidt, der sie zerschneiden und probiren mußte. Dieser versicherte ihm, es sey das reinste Gold, und nie sey besseres Geld geprägt worden. Vergnügt über diese Nachricht eilte er zurück nach Hause, und steckte alle Taschen voll Schillinge um den Kaufmann wo möglich auszukaufen, allein er kam zu spät. Die ausgemachte Zeit war indessen verflossen, und der Guineenhändler saß nicht mehr auf dem Mark-

te. — Er hatte wirklich in zwei Stunden nicht mehr als eine einzige Guinee angebracht; seine Wette war folglich gewonnen.

Die arretirte Opernsängerin.

Eine Opernsängerin an einem gewissen Hofe weigerte sich in einem Anfall von Eigensinn und übler Laune, auf einen bestimmten Tag zu singen, und man versuchte vergeblich alle ersinnliche Mittel sie in der Güte zur Vernunft zu bringen. Sie bestand aber hartnäckig auf ihren Kopf, und nun gab der König Befehl sie einzusperren. Sie empfing den Gerichtsdiener mit aller Würde einer Theaterprinzessin. Führt mich hin, wohin ihr wollt, sprach sie in tragischem Tone; der König kann mir meine Freiheit, mein Leben rauben; aber meine Ehre soll er mir nicht nehmen. Das wird er auch nicht, Madam, sprach der ungeschliffene Scherge, denn wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verlohren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winterzeitvertreib in Anekdoten meistens lustigen Inhalts

Bd.: [1]

Nürnberg 1808

L.eleg.m. 832 g-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10577156-6